1,80 DM / Band 513
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Sandra und die Mördermaske

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Sandra und die Mördermaske

John Sinclair Nr. 513

von Jason Dark

erschienen am 03.05.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Sandra und die Mördermaske

»Dann ist er gekommen, hat mich gepackt und mit ins Jenseits geschleppt«, sagte mein Freund Bill Conolly zu mir, bevor er sich zurücklehnte und auf meine Reaktion wartete. Ich hob die Augenbrauen. Mein Lächeln mißlang, weil Bills Gesicht todernst blieb. »Was geschah dann? Bist du gestorben?«

»Säße ich dann hier?«

»Wohl kaum. Etwas muß doch geschehen sein.« Ich trank einen kleinen Schluck von Bills ausgezeichnetem Cognac.

»Klar, es ist etwas passiert.«

»Und was bitte?«

»Wir gelangten in einen Raum.«

»Wer ist *wir*?« unterbrach ich ihn.

»Die Maske und ich. Es war ja eine Maske, die mich entführte, das hatte ich dir berichtet.«

»Okay, du kamst also in einen Raum.«

Bill nickte und wischte über seine Augen. Er schüttelte auch noch den Kopf. »Es ist ein Wahnsinn, was ich dir jetzt sage, aber es stimmt in allen Einzelheiten. Wir waren in diesem Raum, da erklärte die Maske mir, ich sollte ihr den Körper besorgen.«

»Welchen Körper?«

»Ihren eigenen.«

»Es war also nur eine Maske ohne eigenen Körper. Habe ich das richtig verstanden?«

»So ist es.«

»Wo befindet sich der Körper jetzt?«

Bills schaute mich vorwurfsvoll an. »John, das war, mit Verlaub, eine dumme Frage. Ich habe keine Ahnung, wo sich der Körper befindet. Deshalb soll ich ihn auch suchen.«

Ich trank noch einen Schluck. Eigentlich waren Bill und ich normal. Was man heutzutage so als normal ansieht. Ich hatte zwar einen etwas verrückten Job, Bill auch, er arbeitete als freier Journalist und hatte ebenfalls Dinge hinter sich, wo andere mit den Ohren und noch mehr gewackelt hätten, aber was er mir da unter die Weste schob, das war schon ein starkes Stück.

Bill merkte einiges von dem, was in meinem Innern ablief. »Du glaubst mir nicht, oder?«

»Es fällt mir zumindest nicht leicht.«

»Ausgerechnet dir, John? Bei dir sind doch schon die unmöglichsten Dinge möglich geworden.«

»Stimmt alles. Man hat dich also ausgesucht, den Körper der Maske zu finden.«

»Ja, und man entführte mich.«

»Wo fand dieses Kidnapping statt?«

Diese Frage hatte ich tatsächlich noch nicht gestellt und war auf die Antwort gespannt.

»In meinem Bett. Man holte mich aus dem Bett.«

Ich staunte ihn an. »Einfach so?«

»Sicher.«

»Und Sheila, dein Weib?«

Bill nuckelte an seinem Whisky. »Sheila hat nichts bemerkt. Johnny auch nicht, und Nadine, der Wölfin, ist ebenfalls nichts aufgefallen. So ist es gewesen.«

»Aber du bist glücklicherweise zurückgekommen.«

»Da sagst du was. Als ich dieses Abenteuer hinter mir hatte, fand ich mich in meinem Bett wieder. Sheila schlief noch, immer ruhig und fest. Alles war unverändert.«

»Wieviel Zeit war vergangen?«

»Vielleicht eine Sekunde oder zwei.« Bill goß noch etwas Sodawasser ins Glas. »Der Begriff Zeit ist im Jenseits aufgehoben.«

Ich schaute zu, wie das Zeug hochschäumte und perlte. Mein Blick wanderte. Die große Scheibe zeigte außen ein Muster aus langen Regenstreifen. Die Tropfen klopften gegen die Scheibe. Es war ein typisches Novemberwetter. Regnerisch und stürmisch. Sheila war nicht im Haus. Sie und Johnny hatten an diesem Abend Turnen. Sie nahm den Jungen gern mit, ihm machte es auch Spaß.

Bill und ich hatten es uns gemütlich gemacht. Im Kamin brannte das Feuer, hin und wieder knisterte Holz. Winzige Funken sprühten nach allen Seiten weg, gerieten in den Sog des Kamins und verschwanden.

»Was sagt Sheila zu deinem Abenteuer?«

»Sie weiß es nicht. Ich wollte mit dir darüber reden und freue mich, daß du Zeit gefunden hast.«

»Es lag gerade nichts an. Tiger Diabolo existiert nicht mehr. Den haben Suko und ich vor zwei Nächten zum Teufel gejagt. Jetzt kommst du.« Ich schaute zu Boden und lachte leise. »Wenn ich dich ja nicht kennen würde, Bill…«

»Ich phantasiere mir da nichts zusammen, John. Glaub es mir.«

»Okay, ich habe auch nichts gesagt. Ich suche nur nach den Motiven, den Gründen.«

»Die Maske will ihren Körper.«

»Wie sah sie aus?«

»Silbrig und starr. Ihre Augen waren gefüllt. Sie sprühten in einem dunklen Rot.«

»Sie sprach?«

»Ja. Ob ich die Worte akustisch gehört oder nur in Gedanken verstanden habe, das kann ich dir nicht sagen. Jedenfalls konnten wir uns unterhalten.«

Ich holte eine Zigarette aus der Schachtel.

»Gib mir auch ein Stäbchen.«

Ich schnippte Bill einen Glimmstengel rüber. »Noch mal, Alter. Die Maske hat dich entführt in einen jenseitigen Raum oder eine jenseitige Welt. Dort hat sie dir eine Aufgabe gestellt.«

»So ist es.«

Ich blies den Rauch schräg in die Höhe. »Hat sie dir einen Hinweis gegeben, wo du mit der Suche nach dem Körper anfangen sollst? Ist etwas in dieser Richtung geschehen?«

»Nein, nichts.«

»Keinen Tip?«

»Überhaupt nicht. Das ist ja das Problem. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.«

»Wenn überhaupt.«

Bill hatte verstanden. »Meinst du, ich soll den ganzen Kram einfach ignorieren?«
»Wäre vielleicht besser. Wenigstens so lange, bis sich die Maske wieder bei dir meldet.«
»Keine schlechte Idee.« Bill fürchte die Stirn und strich durch das dichte, braune Haar. »Weißt du, John, wir kennen uns lange genug. Ich bin kein Angsthase, das muß dir auch bekannt sein. Was aber hier passiert ist, läßt mich leicht zittern. Da ist einiges gelaufen, vor dem ich mich einfach fürchte. Ich habe das Gefühl, unter Beobachtung zu stehen. Ich bin eingekreist, meine Familie ebenfalls. Man muß etwas dagegen unternehmen.«
»Richtig. Und was?«
»Das ist unser Problem.«
»Die Maske müßte sich melden.«
Bill grinste schief. »Du kannst ja versuchen, sie zu rufen. Vielleicht kommt sie.«
»Hör auf.« Ich drückte die Zigarette aus. »Die Maske hat doch mit dir gesprochen. Ist dir da nichts aufgefallen?«
»Wie meinst du das?«
»In welcher Sprache sie redete. Klangen die Worte altertümlich? Hat sie so mit dir geredet, wie ich es auch getan hätte?«
»Das kann ich nicht sagen.« Bill gab die Antwort amüsiert. »Sie sprach nur den Satz. Sie wollte ihren Körper haben. Ich sollte ihn für sie suchen.«
»Ohne Hinweis?«
»So ist es!«
»Das ist doch Mist! Sie kann doch nicht…«
»Sicherlich hat sie mich nicht ohne Grund ausgesucht, John. Die Maske wird schon wissen, was sie tut. Da sie mich angesprochen hat, muß sie davon überzeugt gewesen sein, den Richtigen zu haben. Also könnte ich etwas wissen, ohne davon zu ahnen. Verstehst du?«
»Klar.«
Bill tippte gegen seine Stirn. »Also müßte ich mir überlegen, ob ich irgendwann in der Vergangenheit mal etwas mit einer silbernen Maske zu tun gehabt habe.«
»Hast du das?«
»Ich bin nicht darauf gekommen. Ich habe alles durchgeblättert, bin tief in die Vergangenheit gestoßen, aber mit einer Silbermaske habe ich mich noch nicht befaßt. Du etwa?«
»Auch nicht. Wenigstens sage ich das so spontan.«
»Was machen wir?«
»Wir warten darauf, daß sie wieder erscheint und dich noch einmal bittet.«
»Darauf kann ich verzichten.«

»Dann müssen wir mit der Suche anfangen.«
»Klar. Fragt sich nur, wo das geschehen soll?«
»Die Maske war aus Silber, sagst du?«
»So sah sie aus.«
»Meine Kugeln sind auch aus Silber.«
»Aus geweihtem.«
»Stimmt. Dennoch könnte es sein, daß man die Maske auch aus geweihtem Silber hergestellt hat. Die Person, die sie getragen hat, ist verstorben und kann, aus welchem Grund auch immer, nicht ihre Ruhe finden. Was sagst du zu meiner Theorie?«
»Kann hinkommen.«
»Muß aber nicht, ich weiß. Heutzutage läuft auch niemand mit einer Silbermaske herum.«
»Früher allerdings. Wenn ich da an alte Ritterfilme denke. Da traten oft maskierte Helden auf. Der schwarze Ritter, der Mann mit der Silbermaske, dessen Gesicht völlig entstellt gewesen ist…«
Ich schnippte mit den Fingern. »Das könnte übrigens eine heiße Spur sein, Bill.«
»Dann müßten wir uns alte Ritterfilme ansehen.«
»Bewahre. Da wälze ich lieber Literatur. Sonst wüßte ich nicht, wo wir anfangen sollten.«
»Gibt es keinen Experten, der sich mit Masken auskennt?«
»Wir kennen einige Historiker. Wir könnten sie morgen mal interviewen.«
»Dazwischen liegt eine lange Nacht.«
»Richtig, Bill. Rechnest du damit, daß etwas passiert?«
»Eigentlich ja. Die Maske hat drängend gesprochen. Sie hatte es eilig. Sie will ihren Körper zurückhaben, aus welchen Gründen auch immer. Ich habe noch nichts tun können und rechne damit, daß sie mir Daumenschrauben ansetzen will. Die hat mich entführt, John, und ich habe es nicht bemerkt. Ich war plötzlich weg. Verschwunden. Einfach so. Das ist für mich nicht zu begreifen.«
»Jedenfalls kommen wir nicht weiter, wenn wir nur hier herumsitzen. Hast du zuvor nichts bemerkt, Bill?«
»Nein. Ich glaubte, in einem tiefen Traum zu stecken.«
»Vielleicht hast du alles nur geträumt?«
Bill schüttelte den Kopf. »Bestimmt nicht. Ich sagte, ich glaubte, in einem Traum zu stecken. Ich steckte nicht darin. Das ist der große Unterschied dabei. So etwas bemerkt man schließlich. Ich verschwand einfach aus dem Bett. Ich löste mich auf.«
Meine Zusatzfrage kam sofort. »Kann es sein, daß du einen Astralkörper gebildet hast?«
»Auf keinen Fall. Dann hätte ich mich selbst im Bett liegen sehen müssen. Das war nicht der Fall. John, das war etwas anderes. Diese

Maske besitzt eine immense Kraft und auch ungewöhnliche Macht. Sie ist uns Menschen über. Ich fürchte mich vor ihr.«

»Du bist doch sonst nicht so ein Angsthase«, versuchte ich es locker anzugehen.

»Diesmal ist es anders. Es gibt da einen Gegner, das weiß ich. Den allerdings kann ich nicht fassen. Er ist mir über. Er muß aus einer anderen Zeit gekommen sein, möglicherweise aus dem Jenseits, in das er mich gezerrt hat.« Bill hob die Arme und ließ die Hände klatschend auf die Oberschenkel fallen. »John, ich weiß es nicht. Ich komme damit nicht zurecht. Ich bin irgendwie hilflos. Du kennst mich. Bisher bin ich jedes Problem ziemlich kalt angegangen. Das ist jetzt anders. Man hat mich überrascht. Der Feind ist da, nur weiß ich nicht, wo ich ihn suchen soll.«

»Ganz einfach, du sollst einen Körper finden.«

»Toll, wirklich. Damit sind wir wieder am Anfang. Wir können das Problem noch einmal durchgehen und werden kaum zu einer neuen Lösung kommen.«

Wir hörten das leise Tappen von Pfoten auf dem Teppichboden.

Ein Vierbeiner schlich in den geräumigen Wohnraum, geriet in den Widerschein des Kaminfeuers, das zuckende Reflexe über sein braunrotes Fell warf. Es war Nadine, die Wölfin, die zwischen uns stehenblieb und den Kopf bewegte. Sie schaute einmal Bill an, dann wieder mich. In den menschlichen Augen sah ich so etwas wie Mitgefühl.

Ahnte sie etwas?

Nadine war ein besonderes Wesen. In ihr steckte die Seele der Schauspielerin Nadine Berger. Sie und eine Werwölfin hatten sich auf magische Weise miteinander verbunden. Für Nadine war es eine Qual, auch für uns, die wir Nadine noch als junge, hübsche und lebenslustige Frau erlebt hatten. Sie lebte als Wölfin bei den Conollys und war unter anderem der Schutzengel für den kleinen Johnny.

Er war der Sohn der Conollys, außerdem mein Patenkind. Nadine gehörte zu den Wesen, die eine magische Gefahr regelrecht witterten. Das Erscheinen der Maske mußte auch sie überrascht haben, jedenfalls hatte sie sich nicht gemeldet.

Jetzt hockte sie zwischen uns. Beinahe unbeweglich saß sie auf der Stelle. Sie schaute uns auch nicht mehr an, hielt den Kopf gesenkt, aber ihr Fell sträubte sich plötzlich.

»John, sie merkt etwas«, flüsterte Bill.

»Und was?«

»Keine Ahnung. Ich… ich spüre nichts. Aber ich kenne Nadine. Die ist sensibel.«

Er hatte den Satz kaum zu Ende gesprochen, als Nadine ihre Haltung veränderte. Sie drückte sich hoch, schüttelte sich einmal und gab

einen Laut von sich, der als dumpfes Knurren durch den Raum schwang. Auf der Stelle drehte sich die Wölfin, schaute zum Fenster, lief hin und blieb vor der Scheibe stehen.

Bill und ich hatten uns in den Sesseln gedreht. Das Gesicht meines Freundes zeigte einen gespannten Ausdruck. »Das Fenster«, flüsterte er. »John, sie merkt etwas.«

»Denkst du an eine Rückkehr der Maske?«

»So ungefähr.«

Bill wartete auf meinen Kommentar, der nicht erfolgte. Dafür verließ ich meinen Platz und blieb neben dem Sessel stehen. Im Garten brannten einige Lampen. Durch ihren wolkenartig ausgebreiteten Lichtschein rannen lange Regenfäden. Es war windiger geworden.

Die Tropfenbahnen wurden schräg in das Licht geschleudert. Sie klatschten auch auf das nasse, am Boden klebende Laub.

Mehr konnte ich nicht erkennen. Der düstere Novemberabend zeigte ein schmutziges Grau.

»Ich erkenne auch nichts«, flüsterte Bill. Er wischte über seine Stirn, auf der plötzlich Schweiß lag.

»Was hast du?«

»Weiß ich nicht, John. Jedenfalls spüre ich einen gewissen Druck. Ich fühle mich einfach nicht wohl, verstehst du?«

»Womit kann es zusammenhängen?«

Mein Freund grinste. »Jedenfalls nicht mit dem getrunkenen Whisky. Das war einfach zu wenig.«

»Also die Maske?«

»Ich weiß es nicht.« Bill bewegte sich unruhig im Sessel. Er scheuerte mit dem Rücken gegen das hintere Teil, sein Mund stand offen, als er keuchend Luft holte. Er gefiel mir überhaupt nicht.

Ich stellte mich vor ihn hin und schaute auf ihn herab. Bill blickte mir in die Augen.

»John, bitte… ich … ich brauche einen Schluck Wasser. Kannst du ihn mir besorgen?«

Ich griff zur Sodaflasche.

»Nein, das nicht. Einfaches, klares Wasser.« Er hielt mir das Glas hin. »Bitte, tu mir den Gefallen, John. Geh in die Küche und hole mir den Schluck.«

Gern ließ ich ihn nicht allein, konnte seinem Wunsch auch nicht widerstehen und verließ eilig den Raum. In der Conollyschen Küche kannte ich mich sehr gut aus. Ich wußte, wo die Wassergläser standen, nahm eines aus dem Schrank und ließ es bis zur Hälfte vollaufen. Mit dem Glas kehrte ich wieder zurück.

»Hier, Bill, hie…«

Ich sprach nicht mehr weiter. Vor Schreck wäre mir das Glas fast aus der Hand gerutscht.

Bill Conolly war verschwunden!

***

Ich rief nach ihm. Zunächst leise, danach lauter, aber ich bekam keine Reaktion.

»Bill, verdammt, wo steckst du denn?«

Wieder gab er mir keine Antwort. Ich durchsuchte das Zimmer. Es war eine verzweifelte Hoffnung, die ich hegte, schaute hinter der Tür nach, wo sich der tote Winkel befand, auch dort fand ich meinen Freund nicht. Bill mußte das gleiche widerfahren sein, wie in der Nacht, als er die Reise ins Jenseits angetreten hatte.

Aber ich entdeckte die silberne Maske nicht. Das Zimmer war leer, bis auf Nadine und mich.

Die Wölfin hatte sich verkrochen. Sie hockte zwischen dem kleinen Tisch und der Sitzgruppe, wirkte ängstlich, richtig klein, als wollte sie in den Boden kriechen.

Ich ging auf sie zu.

Normalerweise hätte Nadine ihre Deckung jetzt verlassen, das tat sie nicht. Sie blieb auf dem Boden liegen und gab ein jaulendes Geräusch von sich. Es waren Töne, die mir durch Mark und Bein schnitten und mir überhaupt nicht gefielen.

So jammernd, so klagend, als hätte ihr jemand etwas angetan. In ihren Augen sah ich einen Ausdruck, den ich als Mensch ebenfalls gut kannte. Es war die Angst.

Ich kraulte Nadine. Ob Tiere eine Gänsehaut bekommen können oder nicht, war mir nicht bekannt. Bei Nadine jedenfalls hatte ich den Eindruck, als hätte sie eine bekommen. Vielleicht täuschte ich mich auch, weil ihre Fellhaare aufrecht standen.

Sie konnte nicht reden. Ihre Haltung, ihre Gebärden aber sagten mir genug.

Die Angst war nicht fortzubekommen. Ich streckte ihr meine Hand entgegen, um sie zu streicheln, doch Nadine zog den Kopf sofort zurück, als wollte sie mit mir nichts zu tun haben.

So etwas hatte ich bei ihr noch nie erlebt. Normalerweise war Nadine jemand, der einer Gefahr ins Auge sah und sich ihr stellte. Daß sie jetzt noch Furcht hatte, mußte einen Grund haben. Wahrscheinlich befand sich die Gefahr noch in der Nähe.

Die Maske im Haus? Wer die Kraft besaß, einen Menschen aufzulösen, für den war es auch leicht, durch Wände zu gleiten. Im Wohnraum befand sie sich nicht, da hätte ich sie sehen müssen, aber ich sah plötzlich etwas im Garten.

Es schwebte ungefähr in Kopfhöhe über den Boden und glänzte silbrig.

Dabei gab es einen Schein ab. Es war ein Gegenstand, der einfach

nicht in den Garten gehörte, eben die Maske!

Bis zur Scheibe lief ich vor und löschte auch die Lampen im Garten. Dunkelheit fiel über die rückwärtige Seite des Grundstücks, durch die der Regen in langen, strichartigen Bahnen rann, in Pfützen klatschte und auch den Boden weiter näßte und aufweichte.

Nur etwas paßte nicht in den Garten. Dieser silbrig leuchtende Gegenstand mit den gefährlich roten Augen. Er befand sich in der Nähe eines kleinen Brunnens, den die Conollys an heißen Sommertagen anstellten und gern dem Plätschern des Wassers zuhörten.

Der Brunnen bestand aus übereinander gelegten alten Mühlrädern.

Direkt darüber stand die Maske!

Silbern, eigentlich harmlos, wären nicht die knallroten, sprühenden Augen gewesen.

Sie tat mir nichts, ich tat ihr nichts. Meine Gedanken schweiften etwas ab. Ich dachte an die Totenmaske aus Atlantis, die sich im Besitz des kleinen Magiers Myxin befand. Diese Maske hier sah ähnlich aus. Auch sie besaß eine eckige Form, als wäre sie aus der Finsternis herausgeschnitten worden.

Daß sie eine magische Macht besaß, stand für mich fest. Aber war sie auch stärker als mein Kreuz?

Um das herauszufinden, mußte ich in den Garten. Die große Scheibe war sehr schwer. Sie nahm die gesamte Hausfront ein und ließ sich elektrisch bewegen.

Während ich den entsprechenden Schalter bediente, behielt ich auch die Maske im Auge, die sich nicht von der Stelle bewegte. Ich ließ nur die Tür an der rechten Seite aufschwingen, die Scheibe blieb so, wie sie war.

Kalte Luft und Regen strömten mir entgegen. Die Tropfen klatschten gegen mein Gesicht. Ich drehte noch einmal den Kopf, um auf Nadine zu schauen.

Die Wölfin hatte ihren Platz nicht verlassen. Sie hockte nach wie vor verängstigt zwischen Sessel und Tisch.

Ich ging in den Garten. Die Kette mit dem dranhängenden Kreuz streifte ich dabei über den Kopf. Die Maske stand inmitten der Regenschleier. Ihre Augen leuchteten in einer wilden Glut. Sie waren verschwommene Laternen in einem silbrigen Umfeld.

Kreuz oder Maske?

Es kam nicht dazu, denn ich vernahm die Stimme meines Freundes Bill Conolly. Und sie stoppte mich.

»John…« Ein entferntes Wehen drang an meine Ohren. »John … bitte… laß es. Du bringst mich um, wenn du sie zerstörst. Du bringst mich dann um …«

Ich stand auf dem Fleck wie angewachsen. Der kalte Regen klatschte

gegen meinen Körper, aber ich fror auch noch aus einem anderen Grund. Es war die innerliche Kälte, die in mir hochstieg und meine Kehle eng machte.

Bill war unsichtbar, nur seine Stimme hatte ich vernommen und den drängenden Unterton dabei nicht überhört. Bill mußte sich – wo immer er auch sein mochte – in Schwierigkeiten befinden. Ich durfte diese Tatsache nicht so einfach übergehen.

Leise sprach ich seinen Namen aus. Die Hoffnung, von ihm gehört zu werden, erfüllte sich. Bill gab mir Antwort.

Anders jedoch, als ich es für möglich gehalten hätte. »John, die Maske darf nicht zerstört werden. Du mußt den Körper finden, hörst du? Finde den Körper. Finde ihn – bitte…!«

»Wo, Bill? Wo steckt er? Wo befindet er sich?« Ich schrie die Worte in den Regen.

»John, finde ihn! Finde ihn schnell! Es bleibt uns nicht mehr viel Zeit. Du mußt dich beeilen. Zwei Tage, mehr nicht. Beeil dich…«

Seine Stimme wurde schwächer und leiser.

Dennoch wollte ich von ihm mehr Informationen bekommen. »Wo steckst du, Bill? Wo hat man dich hingeschafft? Rede doch…«

»Keine Zeit mehr, John, keine Zeit. Beeil dich… schnell, du mußt sehr schnell …«

Schluß, vorbei…

Ich hörte ihn nicht mehr, und ich sah auch die Maske nicht. Der Dauerregen schien sie weggewischt zu haben. Ich schaute in einen leeren Garten, und mein Blick war ebenso leer.

Sehr langsam ging ich wieder zurück. In meinem Innern befand sich einiges in Aufruhr. Die Gegenseite hatte mir meine eigene Unzulänglichkeit deutlich vor Augen geführt. Sie wußte genau, wie man einen Menschen packen konnte. Es gab Tricks, und an die hatte sich die Maske und die Kräfte, die hinter ihr standen, gehalten.

Meine Füße hinterließen auf dem Teppich feuchte Schmutzflecken.

Es war egal; niemand würde sich darum kümmern. Der Regen rann mir aus den Haaren und tropfte zu Boden. Mein Gesicht war naß.

Automatisch schloß ich die Tür wieder.

Nadine kroch aus ihrer Deckung hervor. Wir beide schauten uns gegenseitig an. Abermals wiederholte ich einen Satz, den ich schon sehr oft zu ihr gesagt hatte.

»Wenn du nur reden könntest, Nadine. Wenn dir das einmal gelänge.« Für mich wäre da eine Menge gewonnen. Nadine mußte einfach Dinge kennen, hinter die ich bisher noch nicht hatte blicken können.

Sie drehte den Kopf weg und trottete aus dem Wohnraum. Die Wölfin kam mir in diesen Augenblicken niedergeschlagen vor. Wie sie, fühlte auch ich. Man hatte mich regelrecht vorgeführt.

Diese Tatsache, entfachte in mir auch etwas anderes. Einen ungeheuren Zorn, eine Wut, die sich in einer lodernden Flamme ausbreitete und mich überflutete.

Ich war fest entschlossen, es den jenseitigen Kräften zu zeigen. Die Maske sollte nicht gewinnen, und ich wollte meinen Freund Bill zurückhaben.

Die Anfahrt des Wagens hatte ich nicht gehört. Dafür vernahm ich das öffnen der Tür.

Jetzt kam ein weiteres Problem auf mich zu. Und das hieß Sheila Conolly…

***

Ich hörte ihre und Johnnys Stimme in der Diele. Die beiden beschwerten sich über das Sauwetter. Sie zogen ihre Mäntel aus, wechselten die Schuhe, und Sheilas erster Weg führte sie in den Wohnraum, wo ich naß wie ein begossener Pudel stand.

Sheila trug noch ihren Jogging-Anzug und rieb ihre Schultern.

»Was ist das kalt«, sagte sie. »Habt ihr die Tür…?« Dann sah sie mich, kam näher und schüttelte den Kopf. »John, was ist los?« Ihre Stimme schwankte leicht.

An der Tür sah ich Johnny und Nadine auftauchen. »Bitte, Sheila, schick die beiden weg!« bat ich flüsternd.

»Wo steckt Bill?«

»Bitte, Sheila…«

»Schon gut.« Sie drehte sich um und schob Johnny aus dem Raum, dem ich kurz zugelächelt hatte. »Du weißt doch, daß nach dem Turnen immer geduscht wird. Das ist jetzt wichtig.«

»Aber ich habe nicht geschwitzt, Mum.«

»Unter die Dusche mit dir.«

»Okay, Mum, okay. Immer wieder wird man hier bevormundet. Komm, Nadine, du kannst zuschauen.«

Johnny kam allmählich in das Alter, wo Kinder widersprechen, einfach widersprechen müssen, weil es zu einer normalen Entwicklung gehört und die Conollys auch keine Duckmäuser erziehen wollten.

Um sicherzugehen, begleitete Sheila ihren Sohn noch bis zum Bad, dann kehrte sie zurück in den Wohnraum, wo ich mit zwei Gläsern stand, in denen Kognak schimmerte. Eines reichte ich der blonden Frau, die ihre Flut mit einem roten Stirnband gebändigt hatte. »Hier, trink erst mal.«

»Meinst du, daß ich es nötig habe?«

»Das meine ich.«

Sie trank und ließ mich dabei nicht aus den Augen. »John, was ist geschehen? Du bist naß, du warst draußen und sicherlich nicht freiwillig. Wo steckt Bill?«

Ich schluckte das edle Getränk. Den Kloß im Magen konnte es nicht vertreiben. »Er ist nicht mehr hier, Sheila.«

»Ist er weggegangen?«

»Nicht direkt, oder nicht freiwillig.« Ich holte tief Luft und drückte Sheila in einen Sessel. »Was ich dir jetzt erzählen werde, ist unwahrscheinlich, aber es stimmt.«

»Da ist etwas passiert!« Sie sprach's und schlug sich auf den Mund.

»Ja.«

»Und was?«

»Man hat Bill entführt, nachdem er sich auflöste, und das ist nicht zum erstenmal geschehen.«

Sheila Conolly starrte mich an, als hätte ich ihr etwas erzählt, das sie nicht glauben konnte. »Du… du machst doch Witze – oder?«

»Leider nicht.«

»Ist er wirklich weg?«

»Sogar weit entfernt. Man holte ihn in eine andere Dimension, und ich konnte nichts tun.«

»Wer holte ihn?« rief sie schrill.

»Die Maske. Eine Silbermaske, die eine sehr starke magische Kraft besitzt.« Da Sheila keinen weiteren Kommentar gab, fühlte ich mich verpflichtet, ihr die Geschichte in allen Einzelheiten zu berichten. Sie mußte einfach aufgeklärt werden. Sheila gehörte zu den Personen, die wußten, in welch einer Lage sie sich befanden, daß Mächte aus dem Jenseits oder wo immer sie auch herkommen mochten, sich auch um die Familie Conolly kümmerten.

Sie sprach während meines Berichts kein einziges Wort, schaute mich nur an, doch ihr Blick sagte mir genug.

Ich las Vorwürfe aus ihm, auch Verzweiflung und gleichzeitig wieder Hoffnung.

»Und du weißt nicht, wo er stecken könnte?«

»Nein.«

Erst jetzt senkte sie den Kopf. Es sah so aus, als wollte sie anfangen zu weinen. Doch Sheila hatte hinzugelernt. Sie unterdrückte ihre Tränen.

Um überhaupt etwas zu tun, nahm ich einen Holzscheit auf und warf ihn in den Kamin. Das Feuer begann hochzuflackern, das Holz platzte und zersprühte.

»Es ist die Maske!« flüsterte Sheila. »Nur diese verfluchte Maske. Ich weiß nicht, was ich noch machen soll. Ich kenne sie nicht. Ich habe nie von ihr gehört. Bill hat mir auch nichts von seiner ersten Reise erzählt.«

»Hast du wirklich keinen Anhaltspunkt, Sheila?«

»Nein, John, den habe ich nicht. Es ist alles so gekommen, wie ich es mir niemals vorgestellt hätte. Denk mal an Nadine. Sie hat sich nicht

getraut, Bill zu helfen. John?« Sheila starrte mich an. »Was ist da passiert?«
»Ich kann es nicht sagen. Ich weiß auch nicht, wer hinter der Sache steckt. Das mußt du mir glauben.«
»Ja, ich sehe es ein. Man hat dich ausgeschaltet, auch kurzerhand reingelegt, meine ich.«
»So ist es.«
»Du mußt den Körper finden. Darum hat dich Bill gebeten. Wirst du das schaffen?«
»Ich werde es zumindest versuchen. Ob ich es packe, will ich mal dahingestellt sein lassen.«
»John, tu alles!«
»Daran gibt es nichts zu zweifeln. Nur möchte ich, daß auch du mir hilfst.«
»Wenn ich kann.« Ihre Antwort klang kläglich.
»Sheila, die Maske hat uns nicht getroffen wie der Blitz aus heiterem Himmel. Es steckt mehr dahinter. Es muß schon zuvor einen Hinweis gegeben haben. Warum hat sie sich gerade Bill als Opfer ausgesucht?«
»Wenn ich das wüßte.«
»Denk bitte nach. Wir haben uns in der letzten Zeit nicht oft gesehen. Womit hat sich Bill beschäftigt? Ist er auf eine Spur gestoßen? An welch einem Bericht arbeitet er? In welche Richtung hat er recherchiert? Alles ist jetzt wichtig.«
Sheila dachte nach und hob die Schultern. »Ich weiß es wirklich nicht. Er wollte einen Bericht schreiben, aber über das Thema hat er mit mir nicht gesprochen.«
»Auch nicht angedeutet?«
»Direkt nicht. Er hat nur mal gesagt, da bin ich wohl einer heißen Sache auf die Spur gekommen.«
»Keine Einzelheiten?«
»Nein.«
Ich ging auf und ab. »Wenn er recherchiert hat, Sheila, muß er sich auch die entsprechenden Unterlagen besorgt und sich außerdem Notizen gemacht haben.«
»Das ist richtig.«
»Wo könnten die sein?« Ich stellte die Frage, obwohl ich die Antwort wußte, Sheila sollte sie mir geben und dadurch wieder etwas Hoffnung bekommen.
»In seinem Arbeitszimmer!«
»Dann werden wir auch nachschauen.«
Sheila sprang aus dem Sessel. Sie hatte es plötzlich sehr eilig und lief vor mir in den hinteren Teil des Bungalows. Johnny stand noch immer unter den Strahlen. Im Vorbeigehen hörte ich das Rauschen der Dusche. Sheila hatte als erste Bills Zimmer erreicht und auch das Licht

eingeschaltet.

Es gibt Menschen, die lieben eine gewisse ordentliche Unordnung.

Ein kleines Chaos, in dem nur sie sich zurechtfinden. Zu dieser Kategorie von Zeitgenossen gehörte auch mein Freund Bill. Was in seinem Arbeitszimmer auf dem Schreibtisch, den Sesseln und dem Boden herumlag, das war schon die perfekte Unordnung, in deren Mitte Sheila stand und die Schultern hob.

»Wie soll sich jemand in diesem Chaos zurechtfinden können?« fragte sie deprimiert. »Kannst du das, John?«

Ich lächelte. »Wir wollen die Flinte nicht gleich ins Korn werfen. Sein Arbeitsplatz ist doch der Schreibtisch.«

»Klar.«

»Dann schauen wir dort zuerst nach.« Ich setzte mich auf den gepolsterten Drehstuhl und schaltete auch die Schreibtischlampe ein.

Sie gehörte zu den Lampen, die ihr Licht sternförmig verteilten und über die gesamte Fläche fielen.

Was da übereinanderlag, war schon außergewöhnlich. Bill hatte sich zahlreiche Notizen gemacht und die Zettel kurzerhand auf der Platte verteilt.

Meist waren es Telefonnummern, aber auch Ablichtungen entdeckte ich. Einige Seiten befaßten sich mit der Geschichte eines schottischen Klosters, das nicht einmal sehr weit von der Abtei St. Patrick entfernt lag, wo Father Ignatius, einer meiner Freunde lebte, der für mich die geweihten Silberkugeln herstellte.

Ich blickte zu Sheila auf, die neben mir stand. »Ein Kloster«, sagte ich. »Hatte Bill damit etwas zu tun?«

»Ich glaube schon. Er wollte, so meine ich, eine Serie über englische und schottische Klöster schreiben. Ich frage mich nur, was das mit der Maske zu tun hat.«

»Ich auch.«

»Wie heißt denn das Kloster?« Sie deutete auf die Fotokopien in meiner Hand.

»Lumluine Abbey!«

»Wie bitte?«

»Ich wiederholte den Namen.«

»Damit kann ich nichts anfangen. Du etwa?«

»Noch nicht.«

»Aber du wirst der Spur nachgehen, hoffe ich.«

Ich legte die Unterlagen zur Seite. »Falls wir nicht eine andere hier auf dem Schreibtisch finden.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Sheila. »Bill hat sich in der letzten Zeit nur mit den Klöstern beschäftigt.«

»Gab es einen besonderen Grund?«

»Ich weiß es nicht. Ihm schien es nur interessant zu sein, über alte

Klöster zu schreiben. Er war davon überzeugt, daß sie Geheimnisse verbergen. Nicht alle, aber doch einige. Besonders die, die in Vergessenheit geraten und verlassen sind.«

»Ich werde mich jedenfalls um Lumluine Abbey persönlich kümmern. Darauf kannst du dich verlassen.« Während ich das sagte, suchte ich weiter auf dem Schreibtisch und fand einen Zettel, auf dem ein Name stand, der rot unterstrichen war.

»Basil Wieran«, sagte ich. »Kennst du den Namen, Sheila?«

»Nein.«

»Bill hatte ihn notiert und rot unterstrichen. Das muß eine Bedeutung gehabt haben.«

»Ich… ich weiß es nicht.«

»Auch nicht, ob der Name etwas mit diesem Kloster zutun hat?«

»Ja.«

»Darf ich den Zettel mitnehmen?«

»Natürlich. Das ist doch klar.«

»Ich danke dir.«

Natürlich suchte ich noch weiter, ohne allerdings eine Spur zu finden. Der Name des Mannes und der des Klosters blieben die einzigen Hinweise.

Nach einer guten halben Stunde gab ich auf und erhob mich. »Ich kann nichts mehr tun, Sheila, wenigstens hier nicht.« Mein Blick fiel auf die Uhr. »Ich werde allerdings die Nachtschicht etwas auf Trab bringen. Vielleicht können die Experten mit dem Namen etwas anfangen. Möglicherweise haben wir ihn im Computer gespeichert.«

»Und diese Abtei?« fragte Sheila.

»Damit möglicherweise auch.« Ich nahm die fotokopierten Berichte an mich. Es gab nicht nur Text. Die Abbildungen lockerten ihn auf. Sie zeigten ein Kloster in den Bergen, umgeben von Wäldern und überdeckt von einem weiten Himmel.

»Basil Wieran!« flüsterte Sheila. »Nein, der Name sagt mir nichts.« Sie schaute mich an. »John, wie hört er sich an?«

»Was meinst du?«

»Wieran! Kannst du von diesem Namen auf irgend etwas schließen? Das meine ich.«

»Kaum, wenn ich ehrlich sein soll.«

»So denke ich auch. Allerdings finde ich, daß er irgendwie Geschichte hat. Ich vermute dahinter etwas Geheimnisvolles.« Sie hob die Schultern. »Vielleicht spinne ich auch.«

»Mal sehen.«

Ich ging zur Tür und hörte, als ich noch im Zimmer stand, Johnnys Stimme. Er tobte durch das Haus, Nadine an seiner Seite. »Mummy, jetzt bin ich sauber genug.« Sogar einen frischen Schlafanzug hatte er angezogen. Einen dunkelgrünen, aus dickerem, innen angerauhtem

Stoff. Als er mich sah, blieb er stehen. »Onkel John, wo steckt Daddy?«

»Er ist noch einmal weggefahren«, antwortete ich schnell, weil Sheila so rasch keine Notlüge einfiel.

»Und wohin?«

»Kann ich dir nicht sagen.«

Johnny war enttäuscht. »Immer behandelt ihr mich wie ein Kleinkind. Ich bin älter geworden.«

Ich strich über sein Haar und brauchte meine Hand nicht so weit zu senken wie früher. »Das wissen wir, Johnny. Dein Dad mußte noch mal weg, ebenso wie ich. Es hat sich einiges ergeben.«

»Triffst du ihn denn?« Forschend schaute er mich an. Johnny hatte die Augen seiner Mutter. Von einem sanften Blaugrau.

»Das will ich doch hoffen. Wir beide müssen etwas erledigen. Es kann allerdings, da will ich ehrlich sein, länger dauern.«

»Wie lange denn?«

»Zwei Tage!«

»Stimmt das, Mummy?«

Sheila nickte. »Wenn Onkel John das sagt.«

»Ist gut.« Er war zufrieden.

Ich beugte mich zu ihm herab und gab ihm noch einen Abschiedskuß. »Schlaf jetzt, oder hast du morgen keine Schule?«

»Doch, habe ich.«

»Dann ins Bett.«

Johnny und Nadine verschwanden. Die Wölfin schlief als Aufpasser bei dem Jungen im Zimmer. »Ich komme gleich noch mal zu euch«, rief Sheila ihnen nach.

»Ja, Mum.«

Sheila senkte den Kopf. Ihre Stirn zierten Sorgenfalten. »Manchmal träume ich davon, ein einfacheres, sorgenfreieres Leben zu führen. Aber man kann nicht alles haben. Weißt du noch, wie Bill und ich uns kennengelernt haben?« Sie fragte es auf dem Weg zur Tür.

»Ja, das liegt einige Jährchen zurück. Sakuro hieß damals unser Problem.«

»Und die Probleme sind nie kleiner geworden. Im Gegenteil, Sie sind gewachsen. Sogar dieses Haus hier haben mal Dämonen in Besitz nehmen wollen. Destero…« Sheila strich ihr Haar zurück, weil einige Strähnen in die Stirn gefallen waren. »Ich will nicht alles aufzählen, was uns widerfahren ist. Das wäre ungerecht. Wir haben auch schöne Zeiten miteinander erlebt.«

»Was ist los, Sheila?« wunderte ich mich. »Du sprichst so, als wärst du allein auf der Welt und ohne Bill.«

»Ich weiß nicht. Ich hoffe nur, daß er auch zurückkehren wird. Du verstehst!«

»Natürlich.« Ich öffnete die Tür.
Es regnete noch immer. In langen Bändern fielen die Fäden aus den tiefen Wolken. Im Schein der Außenlampen glänzten sie manchmal wie Silberfäden.
Mein Wagen stand nahe der Garagen. Sheila hatte den ihren unter dem Dach eines Carports abgestellt. Der Rover wirkte matt und traurig. Das Wasser perlte auch nicht mehr richtig. Ich stellte den Mantelkragen hoch, huschte geduckt durch den Regen und stieg so rasch wie möglich ein. Auch im Wagen zog ich den Mantel nicht aus. Die Unterlagen legte ich auf den Beifahrersitz.
Sheila stand in der offenen Tür. Sie schaute mir nach und winkte.
Ihr Gesicht zuckte dabei, das hatte ich deutlich gesehen. Sheila weinte. Auch ich konnte in einer Lage wie dieser nicht lachen. Ich fragte mich, wie das alles noch enden sollte…

***

Es gibt Zeiten, da ist selbst eine Riesenstadt wie London relativ ruhig. Diese Zeit erlebte ich, als ich nordwärts fuhr, in Richtung Themse, denn über sie mußte ich.
Kaum Verkehr auf den Straßen. Dafür zerfloß das gesamte Stadtbild in einem grauen Regenschleier, der selbst das Schimmern der Lichtinseln kaum noch durchließ. An freieren Flächen fand der Wind freie Bahn und schleuderte wahre Wassermassen gegen die Scheiben des Rover, dessen Wischer die Flut kaum bändigen konnten.
Ich hatte zweimal niesen müssen und hoffte, daß dies nicht der Beginn einer Erkältung war.
Die Lichtsignale der Ampeln wirkten in dieser Welt aus Regen und Finsternis wie die hingeschleuderten Kleckse eines Malers. Ich mußte zwangsläufig langsam fahren, hatte aber Zeit, meine Gedanken schweifen zu lassen. Bill und ich waren in eine unübersichtliche, vertrackte Sache hineingeraten, aus der ich noch kein Entkommen sah. Ich steckte in einer Gasse, ohne an dessen Ende Licht zu sehen.
Ein großer Wagen überholte. Von der rechten Seite her schleuderten seine Reifen Schmutzwasser über den Rover. Für kurze Zeit fuhr ich »blind«, weil auch die Frontscheibe in starke Mitleidenschaft gezogen worden war. Der Truck bog nach rechts ab, ich mußte geradeaus fahren. Die nächste Ampel zwang mich zu einem Halt.
Sie sprang im gleichen Moment auf Rot um, als ich an den hellen Haltebalken fuhr. Aus der Gegenrichtung huschte noch ein Motorradfahrer wie ein Phantom über die Fahrbahn hinweg und verschwand im Regen.
Ich überbrückte die Wartezeit mit einem Telefonanruf bei unserer Fahndung, die Tag und Nacht besetzt ist.
»Ah, Sinclair!« Jeder Kollege stöhnte, wenn er am späten Abend oder

in der Nacht meinen Namen hörte. Wenn ich anrief, bedeutete das zumeist Arbeit..

So auch jetzt. »Es ist etwas Leichtes«, erklärte ich. »Eure Apparate sind ja warmgelaufen. Speichert mal einen Namen ein. Basil Wieran.« Ich buchstabierte.

»Okay, geht klar. Wie kann ich Sie erreichen?«

»Wenn es schnell geht, über mein Autotelefon.« Ich gab noch die Nummer durch.

»Machen wir.«

Es war Zeit. Die Ampel sprang um. Durch das Telefonat war eine winzige Flamme der Hoffnung in mir entfacht worden. Ich konnte uns nur die Daumen drücken, daß sie mehr Kraft gewann und größer wurde.

Die Themse war kaum zu sehen, als ich sie überquerte. Nur das nasse Gestänge der Brücke huschte vorbei. Wasser und Regen aber bildeten einen grauen Brei, zusammen mit der Dunkelheit.

Die City kam mir vor wie eine belebte Insel. Hier war noch etwas los. Taxen fuhren, zahlreiche Menschen waren mit ihren Fahrzeugen unterwegs, das bunte Licht der Reklameleuchten an den Häusern und Gebäuden bildete ein farbiges Mosaik inmitten der dichten, wellenden Regenschleier.

Ich bedauerte die Menschen, die sich jetzt im Freien aufhalten mußten. Wie die Zeitungsjungen, die trotz des bescheidenen Wetters versuchten, ihre Ware an den Mann oder die Frau zu bringen.

Ich hatte mir eine Zigarette angezündet und die Seitenscheibe etwas nach unten gedreht, so daß der Qualm abziehen konnte.

Zwei Streifenwagen huschten an mir vorbei. Mit flackerndem Licht und heulenden Sirenen fanden sie ihren Weg zum Ziel. Ich fuhr langsamer und konnte mich so auf das Telefon konzentrieren, das sich plötzlich meldete.

Es war der Kollege aus der Fahndung. »Was glauben Sie, Sinclair? Glück oder Pech?«

»Bei meiner Verfassung tippe ich eher auf Pech.«

»Richtig. Der Name Basil Wieran ist bei uns nicht registriert.«

»Der Name Wieran überhaupt nicht?«

»So ist es.«

»Und das ist sicher?«

Ich hörte ihn scharf atmen. »Unsere Computer sind sicher, einfach super.«

»Ja, vorausgesetzt, sie bekommen Strom.«

»Witzbold. Noch etwas?«

»Nein, danke.«

Der Funke erlosch wieder. Jetzt war ich ebensoweit wie zu Beginn.

Allmählich wurde ich nervös. Als einzige Chance blieben nur die

fotokopierten Unterlagen. Es war einiges an Text durchzuarbeiten.

Der Mühe würde ich mich gern unterwerfen und auch Suko über die neuesten Vorfälle Bescheid geben.

Die silberne Maske war gefährlich. Ich wußte nicht, was sich anbahnte. Ein Spaß jedenfalls würde es nicht werden. Den Rest der Strecke legte ich in einer Viertelstunde zurück und rollte in den düsteren Schlund der Tiefgarage hinein, die mir bei Dunkelheit immer wie ein Maul vorkam.

In der Tiefgarage war es feucht und stank. Auch hier hatte sich die Feuchtigkeit breitgemacht. Sie mischte sich mit dem Geruch von Öl, Benzin und Schmutz sowie dem Gestank kalter Auspuffgase, die an den grauen Wänden regelrecht zu kleben schienen.

Ich nahm die Papiere an mich, stieg aus und schloß den Wagen ab.

In dieser Garage, die auch am Tag immer unheimlich wirkte, war ebenfalls schon einiges passiert. Da hatten mir Dämonen aufgelauert und sie zu einer Todesfalle gemacht.

Bisher war ich ihr immer entkommen. Ich hoffte, daß es auch mein ältester Freund Bill Conolly schaffte, dessen aufgelöster Körper jetzt irgendwo in den Dimensionen treiben mußte.

Ich verließ den Fahrstuhl und ging an Sukos Apartment vorbei.

Daneben lag meine Wohnungstür. Die schloß ich auf, machte Licht und freute mich, daß noch alles so stand wie immer und ich keinen ungebetenen Besuch bekommen hatte.

Mantel aus, Papiere auf den Wohnzimmertisch, dann ab in die Küche. Ich brauchte einen Schluck, der wärmte. Das Teewasser war schnell aufgesetzt. Damit ich sie auch nicht vergaß, stellte ich die Rumflasche schon neben die Tasse.

Dann rief ich Suko an, der in seiner Wohnung war und in die Glotze schaute, wie ich an den Geräuschen im Hintergrund hörte.

»Hast du Sehnsucht nach mir?«

»Und wie.«

»Kannst du nicht schlafen?«

Ich lachte. »So ist es, Suko. Nur bist du daran nicht schuld, sondern die Umstände.«

»Welcher Art?«

»Verdammt mieser.«

»Du kommst doch von Bill, nicht?«

»Richtig. Es hängt auch mit ihm zusammen, Suko.«

»Bin schon da!«

Er war es tatsächlich. Als ich ihm öffnete, stand Suko bereits vor der Tür. Der Inspektor brauchte nur mein Gesicht zu sehen, um erkennen zu können, daß etwas völlig in die Hose gegangen war.

»Komm in die Küche.«

»Weshalb? Ich…«

»Da kocht gleich das Teewasser.«
»Du sollst es doch nicht so stark sprudeln lassen. Das raubt dem Tee die Seele.«
»Noch ist sie da.«
Es sprudelte nicht, es war genau richtig. Ich goß es in die Kanne, wo duftender Tee den Boden bedeckte. Jetzt konnte er ein paar Minuten ziehen.
»Was ist denn nun?« fragte Suko.
»Man hat Bill entführt!«
»Wer?« Er ging einen Schritt zurück.
»Eine Maske. Eine Maske aus Silber. Sie kam, und unser Freund Bill löste sich auf.«
Sukos Hand zuckte. Ich wußte, was er vorhatte. Er hätte gern mit der Fläche meine Temperatur gemessen, doch er sah mein ernstes Gesicht und wußte, daß ich nicht spaßte.
»Es ist mein voller Ernst!«
»Das sehe ich dir an, John.« Er holte sich eine zweite Tasse aus dem Schrank. »Hast du schon herausgefunden, wer sich hinter der Maske verbergen könnte?«
»Niemand.«
»Wieso?«
»Sie ist einfach da, Suko. Sie schwebte. Sie hängt in der Luft, als wäre sie von dünnen Fäden gehalten worden. Das ist eine Tatsache, ob du sie nun glaubst oder nicht.«
»Ich glaube sie dir gern. Irgendwo muß sie herkommen. Sie muß einen Ursprung gehabt haben.«
»Klar. Vielleicht sogar in einem Kloster.«
»Wie kommst du denn darauf?«
Während meiner Antwort beschäftigte ich mich mit dem Tee und füllte die beiden Tassen. »Weil Bill sich in den letzten Tagen mit alten Klöstern beschäftigt hat. Wie mir Sheila erzählte, wollte er einen Bericht über alte Abteien schreiben.«
Suko lachte. »Da hat er verdammt viel zu tun. Ich bin zwar kein Engländer, und du lebst auch länger in diesem Land, aber Klöster gibt es sicherlich genug. Zählen auch die schottischen dazu?«
»So ist es.«
Suko winkte ab. »Dann können wir einpacken.« Er nahm die Tasse und probierte den Tee.
»Gut?« fragte ich.
»Es geht. Also, John, wir können von Kloster zu Kloster fahren und die Mönche interviewen.«
»Das brauchen wir nicht. Es gibt eine Spur. Ich habe auf Bills Schreibtisch Unterlagen entdeckt, die sich mit einem bestimmten Kloster befassen. Es heißt Lumluine Abbey.«

Suko lachte. »Was ist das denn für ein Name?«

»Das weiß ich auch nicht. Klingt irisch, aber das Kloster liegt in Schottland. Nicht weit von den Mauern von St. Patrick entfernt.«

»Und da lebt Father Ignatius.«

»Richtig, er ist auch eine meiner Hoffnungen.«

»Kannst du ihm Bescheid geben?«

Ich nahm meine Teetasse mit in den Wohnraum. »Ich werde ihn anrufen. So spät ist es nicht.«

Es gab ein Telefon im Kloster. Man hatte die Leitung auf mein Drängen hin gelegt, denn hin und wieder mußte ich mit Father Ignatius dienstlich reden, denn er war der Mann, der meine Silberkugeln herstellte und sie auch weihte.

Wir sprachen uns nicht sehr oft, deshalb hatte ich die Nummer auch nicht im Kopf und mußte erst noch nachblättern. Die Teetassen hatten wir abgestellt.

Dann wählte ich, hörte das Knacken, die üblichen Geräusche, und es dauerte, bis abgehoben wurde. Hoffentlich hatte ich die Mönche nicht beim Gebet oder bei der Andacht gestört.

Man kannte meinen Namen im Kloster. Ich hatte ihn kaum ausgesprochen, als der Mönch schon reagierte. »Moment, ich werde den Bruder Ignatius holen.«

»Danke sehr.«

Mehr als eine Minute mußte ich warten, bis ich die bekannte, sehr ruhige Stimme des Father Ignatius vernahm. »Ich grüße dich, John.«

»Ich dich auch, Father. Hoffentlich habe ich dich nicht zu sehr gestört?«

»Nein, Freunde stören nie. Kann ich dir irgendwie helfen? Wenn es um die neue Sendung der Silberkugeln geht, sie ist unterwegs. Ich habe sie vor zwei Tagen wegbringen lassen.«

»Das ist gut. Du weißt ja, unser Verbrauch hat sich leider immer mehr gesteigert. Deshalb rufe ich nicht an. Ich weiß schließlich, daß ich mich auf dich verlassen kann. Mir geht es um eine andere Sache. Es bahnt sich ein schwerwiegender Fall an, in dem es zwei markante Punkte gibt. Einmal Bill Conolly, zum anderen ist es der Name eines Klosters, nicht weit von dem euren entfernt.«

»Nicht weit von uns? Das ist ungewöhnlich. Wir sind so ziemlich die einzigen weit und breit.«

»Ich sage dir den Namen, Lumluine Abbey.« Jetzt war es heraus, und ich fühlte mich eigentlich relativ locker. Allerdings nicht sehr lange, denn Father Ignatius erwiderte nichts.

»He!« rief ich. »Bist du noch am Draht?«

»Ja…«

»Weshalb meldest du dich nicht.«

»Dieser Name, John…«

»Ja, Lumluine Abbey.«

»Richtig, du sprichst ihn aus. Ich werde mich hüten, ihn in den Mund zu nehmen. Er ist einfach zu gefährlich, verstehst du? Das ist ein Begriff, den wir nicht einmal unter uns erwähnen.«

»Das muß einen Grund haben.«

»Da sagst du was.«

»Und welchen?«

»Weißt du, was dieser Name bedeutet, John? Wahrscheinlich nicht«, sprach er weiter. »Er ist eine Verschlüsselung. Er ist irisch und ein Versteckname für einen Geliebten.«

»Wie bitte?«

»Ja, ein besonderer Geliebter. Es kann ein Dämon sein, aber auch der Teufel. So genau kann ich dir das auch nicht sagen, tut mir leid.«

»Die Mauern existieren noch?«

»Ja. Luftlinie sind es vielleicht zehn Meilen. Es ist ein altes Gebiet, unwegsam. Zu erreichen ist es nur zu Fuß. Es führt keine Straße hoch, nur ein Weg.«

»Den wir nehmen müßten.«

»Dann werdet ihr kommen?«

»Natürlich. Vielleicht finde ich Bill Conolly dort.« Ich erzählte dem Mönch die Geschichte. Auch Suko spitzte die Ohren. Zum erstenmal hörte auch er Details und wurde immer blasser.

Auch Father Ignatius sagte nichts.

Ich hörte seinen scharfen Atem und anschließend den knappen Kommentar. »Das ist typisch, würde ich sagen.«

»Weißt du mehr?«

Die Erwiderung kam zögernd. »Kaum, John. Ich weiß kaum etwas. Tut mir leid.«

»Aber es gibt einen Hintergrund?«

»Ja, dieser Name, der Geliebte. Danach mußt du forschen.«

»Kannst du mit einem anderen Namen etwas anfangen? Basil Wieran.«

»Nein, sorry.«

»Das ist natürlich schlecht.«

Ich hörte ihn scharf atmen. »Weißt du, John, ich kann und darf dir nicht helfen. Dieses verfallene Kloster ist für uns eine Tabu-Zone. Auch ich muß mich an die Regeln halten.«

»Das kann ich begreifen, obwohl ich es nicht begreife. Nur gibt es manchmal Dinge…« Ich wechselte das Thema. »Jetzt mal etwas anderes. Diese Maske sucht ihren oder einen Körper. Wer könnte es deiner Ansicht nach sein?«

»John, mein Freund, ich kann dir nicht helfen, wirklich nicht. Es ist schade. Für dich ist das Kloster nicht tabu. Vielleicht schaust du mal vorbei, wenn du es überstanden hast.«

»Mal sehen, Ignatius. Ein kleiner Plausch zwischen uns könnte nicht schaden. Vielleicht kann ich dir dann sagen, wer dieser Geliebte oder diese Geliebte ist.« Ich fügte noch die besten Grüße meines Freundes Suko hinzu, dann legte ich auf.

Der Inspektor schaute mich nachdenklich an. »Ich habe ja nicht alles gehört, aber gewundert hat mich einiges an eurem Gespräch.«

»Kann ich mir vorstellen. So habe ich Father Ignatius eigentlich noch nie erlebt. Was ist der Grund?«

»Angst!«

Ich nickte. »Ja, die Angst. So müssen wir das mittlerweile sehen. Der gute Father Ignatius hat Angst vor Dingen, die tabu sind und sich nicht weit von St. Patrick entfernt befinden. Wie hieß das komische Kloster noch, von dem du gesprochen hast?«

»Lumluine Abbey.«

»Ja, der Deckname für den Geliebten.« Suko überlegte. Sein Gehirn arbeitete jetzt auf Hochtouren. »Ich denke immer noch an diese Maske, die bisher keiner von uns gesehen hat.«

»Doch, ich.«

»Entschuldigung. Daran habe ich nicht gedacht. Mir geht es um die Maske. Es ist eine Silbermaske gewesen, wie du selbst gesagt hast. Das hätte dir eigentlich zu denken geben müssen.«

»Wieso?«

»Denk doch mal an Frankreich, an Werwölfe, die von Templern gejagt wurden. Damals, als wir den Abbé Bloch noch nicht so gut kannten. Na, fällt der Penny?«

»Ja«, flüsterte ich. »Du hast recht. Da haben die Templer silberne Masken getragen.«

»Genau.«

»Das könnte also eine Templerspur sein«, flüsterte ich. »Eine Spur, die nach Schottland führt.«

»Irgend jemand hat etwas vor«, meinte Suko. »Er will sich rächen, will vielleicht etwas tun, was ich weiß. Du hast die Unterlagen mitgebracht. Wir sollten sie endlich lesen, dann blicken wir vielleicht besser durch.«

Ich trank einen Schluck Tee. Eine Antwort bekam Suko nicht. Ich war mit meinen Gedanken einfach zu weit weg, irgendwo in der Ferne. Ich dachte nach und suchte nach einem bestimmten Ergebnis, ohne es jedoch zu bekommen.

»Träumst du, John?«

»Nein, aber…«

»John!« Das Wort sprach Suko hart aus. »Riechst du nichts?«

»Was denn?«

Suko kreiselte herum. »Verflixt!« schrie er und deutete dorthin, wo die Fotokopien lagen.

Die Papiere hatten sich zusammengerollt und eine schwarzbraune Farbe angenommen, während gleichzeitig über seine gesamte Länge eine Flammenzunge hinweghuschte.

Die Unterlagen brannten vor unseren Augen.

Das erschreckte uns zwar, viel mehr überraschte uns der Gegenstand, der über den Unterlagen schwebte.

Es war die silberne Maske!

***

Sie sah so aus, wie ich sie in Erinnerung hatte. Silbrig leuchtend mit rot gefüllten Augen, die gefährlich und brennend blickten, als wollten sie uns vernichten.

Ich griff nach dem Kreuz, da hörte ich die warnende Stimme aus der Unendlichkeit, wie mir schien.

»Mach es nicht, John! Such den Körper, bitte, such ihn! Laß das Kreuz und auch den Dunklen Gral. Laß beides weg. Bitte, finde den Körper, finde ihn…«

Es war Bill Conolly, der zu mir geredet hatte, und seine Worte fielen auf fruchtbaren Boden.

Ich steckte das Kreuz weg!

Suko schaute mich verwundert an. Die Frage stand in seinen Augen, ich aber winkte ab. »Nein. Suko, so nicht. Wir haben keine Chance, glaub mir. Bleib zurück.«

»Aber…«

»Bitte.« Ich ließ das Kreuz wieder verschwinden. »Es geht nicht.«

»Such den Körper, John, such ihn… die Zeit wird immer weniger. Wenn nicht, werde ich …«

Das Wort sterben konnte sich Bill sparen. Ich wußte auch so Bescheid und schaute zu, wie die Maske verschwand. Sie bewegte sich, huschte davon und war nicht mehr zu sehen.

Aus, vorbei…

Zurück blieb das, was einmal eine Spur gewesen war und jetzt als Asche auf dem Tisch lag. Tote Materie, die uns nichts mehr sagen konnte.

Suko schüttelte den Kopf. »Ich begreife es nicht«, sagte er leise.

»Ich komme da einfach nicht mit. Du hast eine Spur gefunden. Man drängt dich, irgend etwas zu unternehmen, und jetzt wird die Spur wieder gelöst. Was soll das?«

»Keine Ahnung.«

»Will man uns zum Narren halten?«

Ich schaute auf die grauschwarze Asche. Der Brandgeruch zog scharf und beißend durch das Zimmer. »Ich hörte wiederum Bills Stimme. Er warnte mich davor, das Kreuz zu benutzen. Daraus kann man schließen, daß mein Kreuz stärker ist. Zusätzlich erwähnte er den

Dunklen Gral. Er wollte nicht, daß ich ihn einsetze. Keine Waffen. Nur frage ich mich, wie wir ihn dann befreien und den anderen Körper finden können.«

»Stimmt.«

Ich fegte die Asche in einen Papierkorb. Suko öffnete derweil das Fenster und ließ frische Luft in den Raum. Das Telefon meldete sich.

Ich hob ab und hörte Sheilas Stimme.

»Gibt es etwas Neues, John?«

Ich wollte Sheila nicht enttäuschen und erzählte ihr deshalb nichts von den Dingen, die sich ereignet hatten. »Nein, Sheila, es gibt nichts Neues.«

»Bist du mit den Unterlagen weitergekommen.«

»Ja, die Spur ist nicht schlecht.«

»Und du glaubst, daß du Bill Conolly durch sie auch finden kannst?«

»Ich bin davon überzeugt.«

Sheila schwieg zwar, dennoch wußte oder ahnte ich, daß sie noch etwas sagen wollte, sich aber nicht traute. Zudem brauchte sie noch ein aufmunterndes Wort, etwas Trost, den gab ich ihr auch.

»Noch eins, Sheila, Bill hat sich wieder bei mir gemeldet. Du weißt, wie ich das meine?«

»Ja, natürlich. Wie… wie geht es ihm?« Ihre Stimme klang schwer und stockend.

»Gut, relativ gesehen. Er hat mich noch einmal darauf hingewiesen, den Körper zu finden.«

»Das schaffst du?«

»Ich bin sogar überzeugt davon, Sheila.«

»Dann ist es gut. Tu alles, John, bitte.«

»Darauf kannst du dich verlassen, Mädchen. Gute Nacht.« Ich legte auf und schaute den Apparat nachdenklich an. Meine Lippen waren zusammengepreßt, und ich hörte Sukos leise Frage.

»Bist du davon wirklich überzeugt, daß wir es schaffen?«

Ich schaute meinen Freund lange an. »Ich weiß es nicht«, flüsterte ich. »Ich weiß es beim besten Willen nicht…«

***

Sandra Wieran gehörte zu den jungen, dynamischen Frauen, wie sie von der Werbung und der Industrie gern als trendmachend und beispielhaft hingestellt werden.

Eine gute Schulausbildung, ein kurzes Studium, dann der Sprung in einen kreativen Beruf.

So hatte Sandra es sich vorgestellt, so war es auch eingetroffen.

Der kreative Beruf bedeutete bei ihr Marketing und Werbung. In einer kleinen aber feinen Werbeagentur hatte sie angefangen wie ein Lehrling, hatte alles gemacht, sogar Papierkörbe geleert. Drei Monate

später bereits besaß sie den Durchblick, um Assistentin des Geschäftsführers zu werden. Ein Traumjob, auch wenn sie manchmal mehr als zwölf Stunden am Tag auf den Beinen war.

Ihr Leben verlief glatt, ohne Ärger, sie hatte keine finanziellen Sorgen, für einen chicen Wagen, einen gebrauchten Porsche, doch das alles änderte sich schlagartig, als ein Mann in ihr Leben trat, den sie schon fast vergessen hatte.

Es war Basil Wieran, ihr Bruder!

Plötzlich – es war an einem Freitagabend gewesen – stand er vor ihrer Tür und hatte sie so angeschaut, daß sie einfach nicht anders konnte, als ihn reinzulassen.

Jahrelang hatten sie sich nicht gesehen. Ihr Bruder war in die Wohnung getaumelt und hatte nur einen Satz gesagt, der sie jedoch bis ins Mark getroffen hatte.

»Du mußt mir helfen, Sandra!«

»Wie denn?«

»Du mußt mir helfen. Ich bin am Ende!«

Er war es, das sah sie. So etwas konnte man nicht spielen. Sein Gesicht war gezeichnet. Der erlebte Schrecken stand darin eingemeißelt. Basil war um Jahre gealtert. Er sah nicht aus wie 33, aber fünfzehn Jahre älter.

Grau wie Papier die Haut; das Flakkern in den Augen deutete auf jemand hin, der ständig gehetzt wurde. Danach fragte sie auch.

»Ja, sie sind hinter mir her!«

»Wer denn?«

»Die Mächte des Bösen!«

Sandra hatte lachen wollen, aber die Stimme ihres Bruders hatte verdammt ernst geklungen. »Du warst doch in einem Kloster.«

»Sicher.«

»Ist da die Welt nicht in Ordnung?«

»Im Prinzip schon. Ich hätte auf die Brüder hören sollen, aber ich habe St. Patrick verlassen.«

»Wo bist du hingegangen?«

»Das darf ich dir nicht sagen. Ich würde dich sonst in eine schreckliche Gefahr bringen.« Er ballte die Hand zur Faust. »Frage nicht mehr weiter, Sandra. Es ist die Macht des Schicksals, die mich verflucht hat.« Er hob den Kopf. »Darf ich bei dir bleiben?«

»Natürlich, Basil, du bist mein Bruder.«

»Danke. Und mache ich dir auch keine Schwierigkeiten? Ich meine, du wirst einen Freund haben…«

»Ja, aber der wohnt nicht hier. Wir sehen das etwas lockerer, wenn du verstehst.«

»Natürlich.«

An diesem Gespräch mußte Sandra denken, als sie einen Tag später

durch den Supermarkt ging, um einige Lebensmittel einzukaufen. Sie hatte an diesem Tag überpünktlich Feierabend gemacht, obwohl sie es sich eigentlich nicht hatte leisten können. Dafür wollte sie die Arbeit später nachholen.

Vor fünf Jahren hatte sie ihren Bruder zum letztenmal gesehen.

Ihn und Sandra trennten Welten, schon als Kinder waren sie sehr verschieden gewesen.

Basil stets introvertiert, sie genau das Gegenteil davon. Immer aufgeputzt, stets mußte etwas los sein, wo sie sich herumtrieb. Ruhe war für Sandra Gift gewesen.

Über der schräg gebauten Obsttheke hing ein Spiegel. Er vergrößerte optisch das Angebot der Waren auf das Doppelte. Und auch sie konnte sich darin sehen.

Sie lächelte. Chic und modisch war sie stets gekleidet. Der schwarze Rock zeigte die gewisse Kürze und besaß fast die Form eines Ballons. Dazu trug sie einen braunen Kaschmirpullover, sehr teuer, auch wenn er schlicht aussah. Die einfache Kette hing locker um ihren Hals. Das dunkle Haar zeigte zwei Frisuren in einer. Im Nacken länger, an der Stirn dafür kürzer. Ein Schnitt, wie ihn viele Frauen gern getragen hätten und er auch von Mannequins gern vorgeführt wurde. Der helle Mantel endete an den Waden. Es sah lässig aus, wie sie ihn um die Schultern geworfen hatte. So wie Sandra sah eben eine moderne, junge, gutverdienende Frau aus, die mit beiden Beinen im Leben stand und noch jung genug war, um das Wort Einsamkeit nicht zu kennen.

Sie fuhr mit dem Wagen weiter, nachdem sie einige Orangen in den Korb gelegt hatte.

Joghurt, Milch, Käse, etwas Fisch, das alles packte sie ein. Noch ein Brot legte sie dazu und hoffte, damit auch den Geschmack ihres Bruders getroffen zu haben.

Sie fuhr zur Kasse, wo nur ein Mann vor ihr stand und sie deshalb schnell bedient wurde. Am Morgen hatte sie schon einige Kleidungsstücke für ihren Bruder eingekauft. Er war völlig abgebrannt bei ihr erschienen, die Sorgen drückten ihn stark.

An diesem Abend, das stand fest, wollte sie mehr aus ihm herausbekommen. Er mußte einfach über sich sprechen, außerdem war sie die einzige Verwandte. Die Eltern lebten leider nicht mehr.

Die Frau an der Kasse tippte die Preise ein und nannte die Endsumme, die gleichzeitig auf einer Digitalanzeige in einem Lichtfeld erschien.

Sandra zahlte, bekam das Wechselgeld und verließ den Laden. Die Waren hatte sie in eine Tüte gesteckt. Ihr Fahrzeug parkte neben dem Supermarkt. Es war ein mieser Herbsttag, an dem es überhaupt nicht richtig hell geworden war. Die Wolken lagen tief. Sie krochen wie dicke Nebelbälle über die Straßen. Hin und wieder nieselte es.

Der feine Sprüh rann in die Gesichter, näßte sie und drang auch durch die Kleidung. Wenn Wind aufkam, war es besonders schlimm.

Sandra öffnete die Tür und stellte die Tüte auf den Beifahrersitz.

Es war Nachmittag, aber ohne Licht konnte sie nicht fahren. Sie lenkte den Wagen vom Parkplatz und mitten hinein in den verfluchten Londoner City-Verkehr. Staus waren nichts Ungewöhnliches, bei diesem Wetter aber waren sie besonders schlimm. Wie viele tausend anderer Autofahrer auch, quälte sich Sandra Wieran durch den Brei.

Sie wohnte, wo man eigentlich in London wohnen mußte, wenn man der Leiter des Erfolges nach oben klettern wollte.

Im vornehmen Westteil der Stadt, südlich des Hyde-Parks zwischen Chelsea und South Kensington. Ihr Apartment befand sich nahe der Fullham Road, in einem Haus, das schon einige Jahre auf dem Buckel hatte, aber noch immer top aussah.

Es war inmitten einer kleinen Grünfläche gebaut worden, auf der Sandra auch parken konnte.

Fast eine Stunde steckte sie im Verkehr. Als sie endlich neben dem Haus aus dem Porsche stieg, sehnte sie sich nach einem Bad, nach einem Glas Champagner, nach der Musik von Chopin, bei der sie so herrlich entspannen konnte.

Darauf würde sie heute verzichten müssen. Auf das Bad nicht, auf die Beigaben, sie mußte sich einfach um ihren Bruder kümmern und ihm einige Fragen stellen.

Er hatte schon auf sie gewartet und auch ihre Schritte im breiten Flur gehört.

Basil öffnete die Tür, starrte sie an, lächelte etwas fade und nahm ihr die Tüte ab.

»Danke, daß du so früh gekommen bist.«

»Das war selbstverständlich.«

Sie schloß die Tür. Die Wohnung war hell und freundlich eingerichtet. Weiße Wände, geschmückt mit modernen Grafiken und Lichtquellen, die futuristisch wirkten.

Im großen Wohnraum, durch das Herausnehmen einer Wand waren aus zwei Räumen einer geworden, setzte sich das Hell der Wände fort. Viel Weiß, auch die Möbel, dafür als Kontrast ein schwarzer Teppich, in dem die roten Dreiecke wie aufgemalt wirkten. Die Couch bestand aus weichem Stoff, eine Zusammenballung, kleiner, loser Kissen. Dunkel waren die beiden Schränke mit ihren gebogenen schmalen Glasfronten und auch die elektronischen Geräte, wie die Stereo-Anlage und der Fernseher.

Sandra hatte ihre Schuhe von den Füßen geschleudert und schaute Basil an.

»Jetzt siehst du wieder aus wie ein Mensch.«

Er lächelte verlegen. »Die Kleidung ist jetzt modern?«

»Ja, das Grün der Jacke, die braune Hose, das Hemd mit dem Reißverschluß am Kragen, auch die Schuhe. Dick, aber dennoch weich und vor allen Dingen zweifarbig.«

»Du bist immer auf der Höhe, wie?«

Sandra lachte. »Das brauche ich in meinem Job auch. Ich muß da mit gutem Beispiel vorangehen, wenn ich Werbung für bestimmte Produkte machen will.«

»Das kann ich mir denken. Da habe ich wohl in einer völlig anderen Welt gelebt.«

»Bestimmt.«

»Kann ich was für dich tun, Sandra?«

»Ja. Sei mir nicht böse, wenn ich dir das sage.« Sie ging im Raum auf und ab. »Ich möchte mich jetzt entspannen und ein Bad nehmen. Das mache ich immer.«

»Nichts dagegen.«

»Du kannst ja solange in die Glotze schauen.«

»Das interessiert mich nicht.« Basil winkte ab. An den Augen der beiden Menschen konnte man sehen, daß es sich bei ihnen um Geschwister handelte. Der Vater hatte die gleiche dunkle Augenfarbe gehabt. Während Sandra ein sehr weibliches, weiches Gesicht besaß, wurde der Kopf des Mannes mehr von kantigen Zügen beherrscht.

Von der Energie und dem Schwung früherer Jahre war nicht mehr viel übriggeblieben, das Gesicht wirkte viel älter, die Haut grauer, als wäre sie für eine Renovierung vorgesehen.

»Ich gehe dann jetzt.«

»Ja, bis gleich.«

»Wenn du Hunger hast, Basil, ich habe eingekauft. Schau mal in der Tüte nach.«

»Mach ich.«

Das Bad war geräumig. Sandra hatte es vom Vorgänger übernommen. Ihr gefiel auch die zweite Tür, die zum Schlafzimmer führte.

Von dort holte sie frische Wäsche, während das Wasser in die schwarze Wanne lief und sich der Duft eines teuren Badegels ausbreitete.

Zehn Minuten später saß Sandra in der Wanne. Sie schielte hoch zur Decke, wo noch zwei Lautsprecher hingen. Die Anlage stand im Wohnraum. Sie hätte eine Platte auf- oder eine Kassette einlegen müssen, um Musik zu haben, darauf hatte sie verzichtet. Vielleicht mochte ihr Bruder so etwas nicht.

Sie dachte über ihn nach, während sie mit geschlossenen Augen und ausgestreckt im warmen Wasser lag. Daß er Sorgen hatte, stand fest. Er war ein Mensch, der eigentlich nie über seine Probleme gesprochen hatte. Daß er zu ihr gekommen war, konnte nur einen Grund haben. Es mußte ihm sehr schlecht gehen. Viel schlechter, als er bisher hatte

zugegeben.

Sie wusch ihren Körper und schaute zu, wie der Seifenschaum über die Haut rann. Die kleinen, festen Brüste schaukelten auf dem Wasser. Träge zogen Dunstschwaden durch den Raum. Sandra nahm den intensiven Geruch wahr und kam sich vor wie auf einer Insel, über der sie zusätzlich noch schwebte.

Sie wollte nachdenken, nur schaffte sie es diesmal nicht. Etwas kam immer wieder dazwischen. Es war wie eine Sperre, die sich vor ihr Denkvermögen gelegt hatte.

Es gibt Tage, da fliegen die Gedanken einfach weg. Das spüren besonders kreative Menschen, meist hängt es mit dem Wetter zusammen. Sandra gehörte zu den Leuten, denen es eigentlich auch bei trüben Wetter gutging, nur schaffte sie es jetzt nicht, die Gedanken auf einen Punkt zu konzentrieren.

Etwas störte sie. Ein Einfluß von außen, fast schon eine fremde Stimme.

Bestimmt war es Einbildung, spielten ihr die arg strapazierten Nerven einen Streich. Möglicherweise hing es auch mit dem Besuch ihres Bruders zusammen, der sie doch durcheinandergebracht hatte.

Ihr Rhythmus war gestört. Sie konnte sich nicht so schnell umstellen und auch nicht konzentrieren, trotz der geschlossenen Augen.

Da war der andere Einfluß.

Böse Schwingungen, die sich verdichteten und zu einer leisen Stimme wurden.

»Du hast ihm Schutz gewahrt. Du hast ihm Schutz gegeben. Du wirst es nicht schaffen. Er muß sterben. Verräter müssen sterben… sterben … hast du gehört?«

Sandra riß die Augen auf. Sie hatte sich beim Klang der Stimme furchtbar erschreckt. Jetzt suchte sie den Sprecher, ihre Blicke jedoch glitten durch die Leere des Badezimmers.

Nur der Dunst zog träge an ihr vorbei in Richtung des kleinen Fensters und der Tür.

Wo befand sich der Sprecher?

Sie hatte sich die Stimme nicht eingebildet, sie war vorhanden gewesen. Sie hatte von einem Verräter gesprochen und konnte eigentlich nur ihren Bruder damit gemeint haben.

Sandra richtete sich auf. Das Wasser umspülte nicht mehr ihre Schultern, ein Frösteln rann über die Haut, obwohl der Heizkörper neben dem kleinen Schrank in der Ecke Wärme abgab.

Etwas Unnatürliches war geschehen. Sandra wurde damit nicht fertig. Nicht daß ihre Welt eingestürzt wäre, sie mochte es auch nicht, wenn sie neben den beruflichen noch private Schwierigkeiten auftürmten. Das ging ihr an die Nieren.

Oder hatte ihr Bruder vielleicht gesprochen? Stand er im Flur vor der

Tür?

Das wäre eine Möglichkeit gewesen. Sandra reagierte sofort und rief nach ihm. Er kam, klopfte zunächst gegen die Tür und fragte, ob sie ihn gerufen hätte.

»Ja, komm rein.«

Als Basil die Tür aufdrückte, legte Sandra sich wieder zurück und schaute dem Eintretenden entgegen. Basil blieb an der Tür stehen.

Fragend schaute er sie an.

»Hast du vorhin gesprochen?«

Der Mann gab sich erstaunt. »Nein, wieso?«

Sandras Lippen zuckten. »Ich war der Meinung, Stimmen gehört zu haben.«

»Stimmen?«

»Nein, nur eine Stimme.«

»Das soll ich gewesen sein?«

»Ich weiß es eben nicht, Basil. Tut mir leid.«

Das Gesicht des Mannes nahm einen nachdenklichen und auch mißtrauischen Ausdruck an. »Was hat diese Stimme denn alles gesagt?« erkundigte er sich leise.

»Nicht viel, wirklich nicht. Nur etwas komische Sätze. Sie sprach von einem Verräter.«

»Ja…«

»Kannst du da etwas mit anfangen?«

»Nein, nein«, sagte er hastig, eigentlich zu hastig, wie Sandra fand.

»Überhaupt nicht.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Wieso?«

Sie richtete sich auf. »Basil, was ist los? Du… du hast in der vergangenen Nacht unruhig geschlafen, das hörte ich. Du hast dich gewälzt, du hast mit dir selbst gesprochen. Das muß einen Grund gehabt haben.«

»Bitte, Sandra, nimm mich so wie ich bin. Hörst du? Nur darum bitte ich dich!«

»Das kann ich nicht mehr. Ich habe die Stimme gehört, Basil. Davon gehe ich nicht ab. Du kannst sagen, was du willst, aber die Stimme hängt meiner Ansicht nach mit deinem Erscheinen bei mir zusammen. Tut mir leid, daß ich so denke. In welchen Schwierigkeiten steckst du?«

Basil senkte den Kopf. »In sehr tiefen.«

»Hast du ein Verbrechen begangen?«

»Um Himmels willen, nein? Wie kommst du darauf?« Er zeigte sich empört über die Frage.

»Ich meinte ja nur. Ich möchte herausfinden, was es ist. Du wirst doch mit mir darüber reden. Ich möchte dir gern helfen, Basil.«

»Das freut mich und ehrt dich. Es wird sehr schwer werden. Wir müssen aufpassen. Die… die Stimme, Sandra, die hast du dir nicht eingebildet. Es gibt sie.«

»Und wer ist sie?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Jetzt nicht, später. Nur soviel: Es gibt in Schottland eine alte Ruine. Lumluine Abbey! Merke dir diesen Namen genau. Er ist wichtig, falls ich mal nicht mehr sein werde.« Er nickte in den Raum hinein. »Bis gleich, Sandra.« Basil Wieran ging und schloß leise die Tür.

Seine Schwester saß in der Wanne, wie erstarrt. Sie schüttelte nicht einmal den Kopf und konnte sich über die Reaktion ihres Bruders nur wundern.

Gleichzeitig stieg Furcht in ihr hoch. Basil schien in eine Sache verstrickt zu sein, die die Grenzen des normalen Verstands bei weitem überschritt.

Was lief hier ab? Welche Dinge hatte Basil geweckt? Er mußte große Sorgen haben, vielleicht sogar lebensgefährliche. Das alles wollte sie herausfinden. Sie befürchtete jedoch, schon zuviel Zeit verloren zu haben.

Sie stieg aus der Wanne. Ruckartig hatte sie sich hingestellt und spürte das Schwindelgefühl, das sie packte. Der Kreislauf bestand die Belastungsprobe nicht hundertprozentig.

Sandra hatte das Gefühl, über den Fliesen zu schweben, als sie das weiße, flauschige Badetuch vom Haken nahm und ihren Körper darin einhüllte.

Auch das Abtrocknen hatte sich bei ihr zu einem Zeremoniell entwickelt. Allerdings verzichtete sie an diesem Tage darauf, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren. Ihrem Bruder ging es schlecht. Je früher sie die Probleme mit ihm besprach, desto besser war es. Um die Haare vor der Feuchtigkeit zu schützen, hatte sie eine Haube übergestreift. Die nahm Sandra ab, schüttelte das Haar aus, rieb sich trocken und ölte die Haut auch nicht ein. Sie griff zur Unterwäsche, streifte die Dessous aus hauchdünnem Stoff über und zog den Hausmantel an, ein leichtes Etwas, das bis zum Boden reichte.

Das Wasser gluckerte aus dem Abfluß. Die schmatzenden Geräusche waren nicht sehr laut, deshalb vernahm sie auch die Schreie, die plötzlich aufklangen.

Keine schrillen, spitzen Laute, eher ein dumpfes, unheimlich klingendes Gurgeln, das selbst die geschlossene Tür nicht stark dämpfen konnte.

Sandra wußte Bescheid. Es gab nur einen, der sich außer ihr noch in der Wohnung befand.

Basil!

Sie rannte zur Tür, riß sie auf und lief in den Flur. Die Tür zum

Wohnraum war nicht ganz geschlossen, sie stand auch nicht so weit offen, als daß Sandra das Zimmer hätte überblicken können. Sie riß die Tür auf.

Da sah sie ihren Bruder!

Er stand neben den hohen Lautsprechern der Hi-Fi-Anlage und schrie jammernd. Er konnte nicht lauter rufen, denn auf seinem Gesicht saß wie angeklebt eine silberne Maske, in deren Augen eine rote Glut leuchtete…

***

Sandra stand auf der Schwelle, sah die fürchterliche Szene, ohne sie begreifen zu können.

Das Grauen hatte zugeschlagen. Sandra ahnte es, aber sie wußte nicht, was sie tun sollte.

Es war so schrecklich unwirklich, wie eine Sequenz, die überhaupt nicht in ihr Leben hineingehörte.

Basil tat nichts. Er hatte nicht einmal die Arme erhoben, um die Maske vom Gesicht zu reißen. Seine Knie zitterten, das schwere Stöhnen drang der jungen Frau entgegen, die den Namen ihres Bruders flüsterte, ohne es bewußt zu merken.

Bis sie es nicht mehr aushielt. Der erste Schreck war überwunden.

Sie dachte auch nicht mehr an die geheimnisvollen Warnungen, die ihr eine Stimme zugeflüstert hatte, sie wollte Basil einfach helfen und lief auf ihn zu.

Sandra wußte nicht, ob er sie hatte kommen hören. Jedenfalls sprang sie vor ihm hoch, packte die Maskenhälfte, die das Gesicht des Bruders verdeckte – und schrie gellend auf.

Etwas hatte gezischt. Sandra spürte den brennenden Schmerz, taumelte zurück und schaute sich die Handflächen an, wo sich auf den Ballen rote Flecken abmalten.

Die Frau hatte sich die Hände verbrannt!

Ihr Bruder kämpfte weiter. Es war ein vergebliches Ringen. Er schaffte es einfach nicht, sich der gefährlichen Maske zu entledigen.

In einem letzten Aufbäumen wankte auch er durch den Raum, blind, orientierungslos. Er stolperte über einen Stuhl, warf einen Lautsprecher um, sah auch den Tisch nicht, den er zur Seite schleuderte, bevor ihn ein günstiges Schicksal niederwarf und er genau auf die Couch fiel, wo er auch liegenblieb.

Sandra ging zu ihm.

Sie fürchtete sich vor der Maske. Ihre Schritte waren zögernd, sehr ängstlich. Sie empfand diese Szene noch schlimmer als die vorherige, denn Basil rührte sich nicht.

Er lag wie tot auf dem Rücken…

Tot?

Sandra wollte und konnte es nicht glauben. Aber sie mußte sich überzeugen.

Da entschwand die Maske. Die Frau zuckte zurück, als sie das Zischen hörte und sah, wie sich der silberne Gegenstand vom Gesicht ihres Bruders löste, der Zimmerdecke entgegenstieg und sich auflöste, bevor er sie erreichte.

»Hüte dich… hüte dich …«

Abermals vernahm sie die Stimme, aber sie hörte nicht auf die Worte. Wichtiger war ihr Bruder.

Er bewegte sich nicht.

Starr lag er auf dem Rücken. Das Gesicht – nein, es war kein Gesicht mehr. Ein grauweißer Flecken, eine zusammengepreßte Masse, aber kein menschliches Gesicht.

Sandra überwand sich selbst, als sie sich neben die Couch hockte und ihren Bruder leise ansprach.

Basil gab Antwort. Sie hatte es selbst kaum glauben wollen, es war seine Stimme, die aus der Öffnung hervordrang, die einmal ein Mund gewesen war.

»Bitte, Sandra… ich … ich wollte es nicht. Ich wußte mir keinen Rat mehr …«

»Nicht reden, Basil, nicht reden! Ich hole einen Arzt…«

»Nein, nein! Er kann mir auch nicht helfen. Die Maske hat mich erwischt, sie ist grauenvoll…«

»Was soll ich denn für dich tun?«

»Schottland. Wenn du etwas für mich tun willst, dann räche mich, Sandra. Schottland, Lumluine Abbey. Da… da mußt du hin. Es ist die einzige Chance, wirklich. Räche mich, die Maske darf nicht weiter töten. Ich habe sie unterschätzt und mich blenden lassen. Der Tod war schneller. Die Maske ist gefährlich, sie gehorcht finsteren Kräften. Es ist eine gefährliche Welt. Die Welt des Geliebten. Du darfst dich nicht blenden lassen, das darfst du nicht. Ich habe es getan. Es ist einfach furchtbar. Vielleicht wirst du mich sehen können…«

»Wo?«

»Die Toten sind oft nicht tot. Sie überwinden Grenzen, sagt man. Sie kommen in die Welt des Lichts. Du mußt dich in acht nehmen. Oft werden die Grenzen aufgeschlagen, oft…«

Er faßte zitternd nach der Hand seiner Schwester. Sie spürte die Berührung und zuckte unter der Kälte der Finger zusammen. Es war nurmehr ein kurzer Kontakt, ein Hauch der Berührung, mehr nicht.

Dann sank die Hand des Mannes nach unten, rutschte über die Kante, ebenso wie der Arm, und berührte noch mit den Fingerspitzen den Teppich.

Sandra Wieran konnte nicht mehr denken. Sie wollte es auch nicht, aber sie wußte, daß sie Basil nicht mehr helfen konnte.

Er lag tot vor ihr.
Sie erhob sich. Dabei drückte sie noch ihren Körper zurück, aus Furcht davor, Basil könnte noch einmal erwachen und sie mit seinen Totenfingern anfassen.
Das Blut stieg ihr ins Gesicht. Die Angst ließ Schauer über ihren Körper fließen. Sie ging durch die Wohnung, schüttete sich einen dreistöckigen Whisky ein, legte eine Platte auf und setzte sich hin.
Hätte sie jetzt jemand gefragt, was sie getan hatte, eine konkrete Antwort hätte Sandra nicht geben können. In den letzten Augenblicken war sie nicht mehr als ein Automat gewesen.
Und sie löschte noch das Licht, bis auf eine Lampe, während schwermütige Beethovenklänge den Raum erfüllte.
Sandra hörte zu, trank und starrte dabei ins Leere. So hielt sie Totenwache für ihren Bruder. Sie kam nicht einmal auf die Idee, die Polizei anzurufen, um den Vorgang zu melden, durch ihr Hirn zuckten immer wieder die Sätze, die Basil ihr kurz vor seinem Tod mitgeteilt hatte.
Ein Name war wichtig gewesen.
Lumluine Abbey.
So schwer er auch zu behalten war, Sandra würde ihn sich merken, das stand fest.
Und sie trank weiter, bis ihr schließlich die Tränen kamen. Sie weinte. Das Glas war leer, und sie merkte nicht einmal, daß es ihr aus der Hand fiel, über die Lehne rutschte und auf dem Teppich liegenblieb.
Trauer und Rache beherrschten die Frau gleichermaßen…

***

Schottland im Spätherbst!
Das bedeutete Regen, Nebel, Wind, Kälte und Schnee auf den Kuppen der Berge.
Kaum ein Tourist verirrte sich in dieses weite Land. Es war so, als hätte man die Klappen geschlossen.
Suko und ich waren keine Touristen. Wie hatten einen Job zu erledigen und keine Zeit zu verlieren. Aus diesem Grunde waren wir auch nicht mit dem Wagen gefahren, sondern bis Aberdeen geflogen und hatten uns dort einen geländegängigen Range-Rover besorgt, einen Mietwagen.
Schottland um diese Zeit war relativ gefährlich. Wir mußten mit verschlammten Bergstraßen rechnen und Wegen, die ein normales Fahrzeug nicht schaffte.
Von Aberdeen aus führte uns der Weg in Richtung Westen. Wir fuhren direkt auf die Grampian Mountains zu. Es gab eine Hauptstraße, die hoch bis Inverness führte. So weit brauchten wir

nicht.
Uns reichten schon die Grampian Mountains, die wir kaum sahen, obwohl wir bereits zwei Stunden unterwegs waren.
Nebel hüllte sie ein.
Es war eine fast dichte Wolkendecke, die sich über dem gewaltigen Massiv zusammengezogen hatte und auch in langen Schleiern hinein in die Täler fiel.
Am frühen Nachmittag hatten wir das Ziel erreicht. Das heißt, wir steckten mitten in den Bergen.
Da sich die Wetterlage ein wenig verändert hatte und die Sicht besser geworden war, erkannten wir auch die langen Bergflanken, über die dichte Nebelwolken krochen. Von den Tälern hielt sie ein steifer Westwind fern. Regen brachte er nicht mit, dafür Kälte, die in unsere Gesichter biß.
Suko hatte für die kleine Pause plädiert, weil er etwas essen wollte. Wir standen neben dem Wagen. Der Wind fuhr gegen den Stoff unserer Parkajacken, und ich hatte die Karte auf der Kühlerschnauze ausgebreitet. Suko stand neben mir und kaute auf einem Sandwich.
»Schmeckts?« fragte ich.
»Wie nasse Pappe.«
»Der Hunger wird es schon reintreiben.«
»Richtig.« Suko hielt mit der freien Hand die Karte, damit der Wind sie nicht wegblies.
»Bis Peelham brauchen wir nicht«, sagte ich. Von dort führte eine Straße in zahlreichen Windungen hoch zu dem Kloster, in dem Father Ignatius und die anderen Mönche lebten. An Peelham hatte ich zudem keine guten Erinnerungen. Dort hatten wir den Fall mit den Todesrockern erlebt, und das war damals eine sehr böse Sache gewesen.[1] »Zweigt denn vorher eine Straße ab?«
Ich beugte mich tiefer über die Karte, um besser sehen zu können.
»So gut wie keine.«
»Also doch«, sagte Suko.
»Mehr ein Weg.«
Mein Freund schaute ebenfalls nach. Er hatte den letzten Rest des Sandwiches geschluckt und krauste die Stirn. »Wenn das mal ein Weg ist. Ich tippe eher auf einen Trampelpfad.«
»Jedenfalls ist er eingezeichnet.«
»Und wir haben einen guten Wagen.«
»Zum Glück.«
»Wann können wir ungefähr dort sein?«
Ich schaute nicht mehr auf die Karte, sondern in die Umgebung.
Die nebeligen Wolkenfelder waren nicht dichter geworden. Sie flossen dafür wie lange Ströme von den Bergen herab und verteilten sich auf den Hängen. »Wenn sich das Wetter so hält, vielleicht noch

zwei Stunden Fahrt.«
»Dann Abmarsch.«
»Jetzt bist du ein Energiebolzen, wie?«
»Ich denke nur an Bill und daran, daß jede Sekunde schon zählen kann.«
»Ja, hoffentlich finden wir ihn.«
Suko, frisch gestärkt, wollte auch fahren. Ich hatte nichts dagegen, er konnte mit einem Wagen ebensogut umgehen wie ich. Ohne Licht war nichts zu machen.
Wir sahen immer nur einen Teil der Straße, manchmal zogen Nebelschwaden vorbei, dann wiederum nahmen uns vorspringende Hänge die Sicht auf den feuchten Asphalt.
Blätter taumelten durch die Luft. Sie hatten schon eine weite Reise hinter sich, und der Wind spielte noch immer mit ihnen. Kleine Seen sahen aus wie breite, glanzlose Augen. Zu allem Überfluß begann es noch zu regnen. Erst nieselte es nur, dann schüttete es derart aus den Wolken, daß die Wischer Mühe hatten, die Scheibe frei zu halten. Im Schrittempo rollten wir weiter durch die Nebelwelt bergauf.
Es war glücklicherweise nur ein kurzer Schauer. Als wir ein Hochtal erreicht hatten, klarte es auf. Auf den Bergen leuchtete eine weiße Schicht. Weiter im Norden reichte es bereits bis ins Tal.
Es war eine nur dünn besiedelte Gegend. Wer hier lebte, hatte sich der Natur angepaßt. Er war ebenso knorrig und unbeugsam wie das Wetter.
Die vier Jahreszeiten bestimmten den größten Teil des Lebens.
Noch oder als hier war es im Norden.
Ab und zu begegnete uns ein Wagen. Oft alte Fahrzeuge, die noch immer so in Schuß waren, daß sie die Strecken auch schafften und die Kurven ebenfalls.
Noch konnte ich den Weg auf der Karte gut verfolgen. Das änderte sich, als das Tal zusammenschmolz, wir an seinem Ende wie hingeworfen die Häuser einer Ortschaft sahen und Suko mich fragend anblickte.
»Ja, wir sind richtig!«
»Machen wir noch eine Rast?«
Ich schaute auf die Karte. Das Kaff hieß Gilbin. Wie ein Tor lag es am Fuße der Berge.
»Wir müssen noch tanken«, erklärte ich.
»Gibt es eine Tankstelle?«
»Bestimmt.«
Es gab eine. Wir rollten auf das Gelände, auf dem auch Gebrauchtwagen angeboten wurden und ließen den Wagen vor einer der drei Zapfsäulen ausrollen.
Der Tankwart hatte uns gesehen, obwohl er unter einem Wagen lag.

Er kam herbei und wischte seine Handflächen an der Vorderseite des ölverschmierten Overalls ab.

»Volltanken?« fragte er.

»Ja.« Ich war ausgestiegen. Auch Suko verließ den Range-Rover und streckte sich.

Der Tankwart beachtete uns nicht. Er sah düster aus und war behaart wie ein Werwolf. Ich sprach ihn an. »Wir wollen zu einem alten Kloster, Mister. Lumluine Abbey. Sind wir hier richtig?«

Er warf uns einen scharfen Blick aus seinen dunklen Augen zu.

Dann hob er die Schultern.

»Wollen Sie nichts sagen?«

»Nein.«

»Müssen wir vielleicht erst durch den Ort, oder können wir vorher noch abbiegen?«

»Weiß ich nicht.« Er schielte auf die Anzeige an der Zapfsäule.

Dann zog er den Schlauch aus dem Tankstutzen und nannte den Preis. Es war eine glatte Summe, die ich sogar abgezählt bei mir trug. Eine Quittung ließ ich mir geben.

Ohne die Tageszeit zu sagen, drehte sich der Tankwart um und kroch wieder unter den Wagen.

»Ein seltsamer Zeitgenosse.«

»Vielleicht hast du ihn mit deiner Frage erschreckt?«

»Wieso?«

»Es gibt bestimmt Menschen, die an das alte Kloster nicht gern erinnert werden. Denke nur daran, wie ungewöhnlich auch Father Ignatius reagiert hat.«

»Sollen wir uns trotzdem im Ort noch mal umhören?« fragte ich.

»Wie sieht es mit der Zeit aus?«

»Es dauert ja nicht lange.«

»Dann fahr los.«

Gilbin bestand aus einer Ansammlung von Häusern, die sich um die kleine Kirche gruppierten. Die Wege waren teilweise nur gepflastert. Wo kein Pflaster lag, durchzogen sie wie dunkle, matschige Streifen das kleine Dorf am Fuße der Berge.

Es gab eine Hauptstraße. Ich stoppte auf einem Platz unweit der Kirche. Zwei Männer waren dabei, die alten Mauern auszubessern, die das Gotteshaus umgab.

Wir gingen zu ihnen. Den beiden stellte ich die gleiche Frage wie dem Tankwart.

Auch hier wurden wir nur angeschaut, bis der Kleinere der beiden, ein dunkelhaariger Südländertyp heftig nickte. »Ja, die Ruine gibt es noch. Sogar eine Frau hat heute danach gefragt.«

»Tatsächlich. Wie sah sie aus?«

Der Mann strahlte mich an. »Toll, sage ich Ihnen.«

»Blond, dunkel…?«
»Schwarze Haare und…«
»Halt dein Maul, Luigi, sonst hast du die letzte Zeit bei mir gearbeitet.« Der Sprecher schaute uns böse an. »Gehen Sie jetzt, und zwar sehr schnell.«
»Keine Sorge, Meister, wir möchten nicht noch einen Menschen arbeitslos machen.«
Suko und ich stiegen in den Range-Rover. »Da scheint sich doch etwas anzubahnen«, sagte mein Freund.
»Ja, und nichts, was uns Freude bereiten könnte.« Diesmal fuhr ich, startete durch und rollte bis zum Ende des Ortes, wo ich auch nach einem Weg suchte, der in die Berge hineinführte.
Suko fand ihn.
Es war eine schmale Straße. Man konnte sie sogar verfolgen, wie sie sich bandartig durch das Gelände schlängelte und in die Höhe führte, bevor sie hinter am Hang wachsenden, mächtigen Bäumen verschwand.
Den Weg nahmen wir.
Am Anfang ging es noch. Nach ungefähr einer halben Meile rollten wir auf einer Piste weiter. Sie war übersät mit Schlaglöchern und Buckeln. Zudem hatten die Reifen der Traktoren tiefe Spuren hinterlassen und sich regelrecht hineingefräst.
Noch kamen wir durch. Der Range-Rover war ein hervorragendes Fahrzeug, er schaffte auch noch schwierigere Passagen, die unweigerlich folgten. Und zwar dort, wo wir vom Ort aus dem Weg zwischen den Bäumen hatten verschwinden sehen.
»Denkst du auch an die Frau?« fragte Suko. Er hielt sich am Haltegriff fest.
»Natürlich.«
»Wer kann sie sein?«
»Keine Ahnung. Dieser Luigi hätte sie uns bestimmt ausführlicher beschrieben, wären wir mit ihm allein gewesen.«
»Frauen im Kloster«, murmelte Suko, »das ist nicht drin, und ein Nonnenkloster war die alte Abtei nicht.«
»Sie muß aber einen Grund gehabt haben, nach Lumluine Abbey zu fahren«, sagte ich. »Die Frau ist dunkelhaarig, sie scheint sich nicht auszukennen, sonst hätte sie nicht gefragt.«
»Hör auf zu raten, John. Du bekommst den Namen doch nicht heraus.«
»Vielleicht ist sie die Geliebte.«
Suko warf mir einen Seitenblick zu. »Glaube ich nicht. Das ist doch sinnbildlich gemeint worden, das mit der Geliebten.«
»Klar.«
Ich gab dem Achtzylinder Power und ging den Steilhang schräg an.

Der Rover schüttelte sich einige Male, bevor er sich fast wütend durchkämpfte. Die Reifen waren wie Reißzähne, die sich in den Untergrund festklammerten. Sie wühlten den Boden auf, fraßen sich weiter, schleuderten Dreck in die Höhe, rissen Löcher, und wir überwanden den Hang trotz aller Schwierigkeiten.

Das Gelände wurde besser. Nicht mehr so steil. Unter uns lag der Ort Gilbin. Vor uns der Wald. Nicht sehr dicht. Er bildete mehr Inseln an der Bergflanke. Ich versuchte, über den Kronen der Bäume etwas zu erkennen.

»Suchst du das Kloster?«

»Richtig.«

»Die Trümmer sind bestimmt gut geschützt.«

»Mal sehen.«

Unsere Fahrt gestaltete sich schwieriger. Der Untergrund war manchmal sehr weich. Einmal hatte ich den Eindruck, auf Marmelade zu fahren. Da wollte mir der Rover wegrutschen.

Ich fing ihn wieder.

Weiter ging es. Baumstämme waren gekippt, lagen im Weg. Die konnte auch der Rover nicht überspringen.

»Sie hat es auch geschafft«, sagte Suko plötzlich.

»Wer?«

»Die Unbekannte. Ich habe Reifenspuren entdeckt. Sehen noch verdammt frisch aus.«

Ich stoppte, stieg aus und untersuchte die Spuren. Die Abdrücke waren schmaler als die unserer Reifen. Auch hatte die Unbekannte einen anderen Weg genommen, wie Suko erklärte, denn die Spuren liefen erst seit einigen Sekunden parallel.

Ich stieg wieder ein. »Auf dem richtigen Weg sind wir jedenfalls.«

Eine Fläche Wald mußten wir umrunden. Der Wagen schaukelte über die Wellen im Boden oder drückte sich in Schlaglöcher hinein.

Ein regelrechtes Hindernisrennen.

Zudem kippte das Gelände noch nach recht ab. Es wurde wieder schwierig. Der Fahrer des Wagens, den wir plötzlich sahen, hatte es nicht geschafft. Das Fahrzeug hatte sich nicht halten können. Es war gekippt und lag auf der Seite.

Wir hielten. Die Reifen des Rover krallten sich fest. Suko war vor mir ausgestiegen. Er schaute sich den Wagen an. »Leer«, rief er zu mir rüber. »Nichts zu machen.«

Ich entdeckte die Fußspuren. Sie führten in den Wald. Die Person, die gegangen war, mußte sehr kleine Füße haben, erkannte ich sehr deutlich. Eine Frau.

»Hier ist sie gegangen«, sagte ich.

»In den Wald.«

Suko deutete auf die Bäume, die das Laub fast verloren hatten. Es lag

als dunkelfarbige, meist wellige Schicht auf dem Boden. »Fahren wir weiter oder gehen wir?«

»Weiß ich auch nicht.«

Wir entschieden uns für das Fahren. Auch ich warf noch einen Blick auf das gekippte Fahrzeug, wollte mich schon abwenden, als ich auf der Ladepritsche den dunklen, länglichen Gegenstand entdeckte, der durch die Schräge gegen die Wand gepreßt worden war.

Ich winkte Suko. »Schau dir das an«, sagte ich mit leiser Stimme.

»Hast du das zuvor nicht gesehen?«

»Nein, aber du hast recht, John. Da liegt ein Toter!«

***

Der Fall wurde immer mysteriöser. Zuerst die unbekannte Frau, die sich das Kloster ebenfalls als Ziel ausgesucht hatte, und jetzt lag auf der Ladefläche noch der Tote.

Wir hatten ihn deshalb sehen können, weil beim Kippen des Fahrzeugs die Decke verrutscht war, unter der der Tote verborgen gewesen war. Jetzt lag er fast frei, sein Gesicht allerdings befand sich im Schatten.

»Den sehen wir uns genauer an!« Suko stand schon an der Ladetür und öffnete sie.

Ich wartete, bis Suko die Decke zur Seite gezogen hatte. Dann leuchtete ich in das Fahrzeug.

Der Lichtkegel traf das Gesicht wie ein leuchtender Speer. Züge, die keine waren, Sinnesorgane, die wir nicht entdecken konnten.

Das Gesicht zeigte eine glatte Fläche, als hätte jemand all die Merkmale, die dazugehörten, entfernt oder hineingedrückt.

»Meine Güte«, flüsterte Suko. »Der Mann muß etwas mitgemacht haben.«

»Wie lange könnte er tot sein?« Suko gab sich selbst die Antwort.

»Wenn ich mir die Haut so anschaue, sicherlich einige Tage. Was hältst du davon?«

Ich widersprach nicht.

»Eine Frau und dieser Tote. Der Wagen kippte um. Es kann doch nur bedeuten, daß die Frau mit der Leiche zu Lumluine Abbey unterwegs gewesen ist.«

»Richtig.« Ich räusperte mich. »Jetzt hat sie ihn zurücklassen müssen.«

»Was ist mit dem Gesicht? So etwas habe ich nur selten gesehen. Die… die Merkmale …«

Ich lachte auf, so daß Suko verstummte. »Die Idee ist verrückt, Suko, und vielleicht deshalb gut. Kann es nicht sein, daß die Maske dem Mann Augen, Nase und Mund geraubt hat?«

»Dann hätte sie auf dem Gesicht sitzen müssen.«

»Was spricht dagegen?«
»Bisher noch nichts.«
»So ist es.«
Suko holte durch die Nase Luft. »Manchmal flößt du mir Furcht ein, John. Verdammte Furcht.«
»Seit wann bist du so ängstlich?«
»Ich weiß es auch nicht. Ich habe selten einen Fall erlebt, der mich so beunruhigt.«
»Wir fahren trotzdem weiter!« entschied ich. »Die Frau werden wir bestimmt im Kloster treffen und ihr dann die entsprechenden Fragen stellen.«
Auf dem weichen Boden war unser Rover tiefer eingesackt. Die Reifen mußten sich freifressen. Durch den Wald kamen wir nicht, die Bäume standen einfach zu dicht.
Wir umrundeten ihn und hatten danach freie Sicht. Der Hang lag vor uns. Er war mit mehr als menschengroßen Büschen bewachsen, die sich über die großen Steine und Feldbrocken gelegt hatten und wegen ihrer moosbedeckten Flächen kaum auffielen.
Das Kloster entdeckten wir ebenfalls. Sein altes Mauerwerk hatte die Farbe des Himmels angenommen. Ein schwer wirkendes Grau.
Solange es möglich war, benutzten wir den Rover. Auch für ihn gab es eine Grenze. Sie war erreicht, als sich eine Rinne auftat, die zum Kloster hochführte.
»Ende der Fahnenstange«, sagte ich, stieg aus und hörte schon den Knall.
Ein Schuß!
Sofort lag ich flach neben dem Rover, auch Suko war auf der anderen Seite weggetaucht.
Der Gras- und Moosboden war weich und feucht. Die hohen Gräser nahmen mir die Sicht, aber nicht das Gehör.
Die Frauenstimme klang kalt, hart, aber dennoch zitternd. »Sie steigen jetzt in Ihren Wagen und verschwinden wieder. Wenn nicht, schieße ich gezielt…«

***

Die Aufregung war klar ausgesprochen worden. Klarer ging es eigentlich nicht. Trotzdem verspürte ich nicht die Lust, ihr zu folgen. Die Frau war allein, wir zu zweit, und sicherlich hatte sie mehr Angst als Vaterlandsliebe.
»Wollen Sie zwei Menschen umbringen?«
»Wenn es sein muß.«
Ich lachte. »Haben Sie schon mal getötet?«
»Nein, aber ich werde es tun!«
»Woher wollen Sie wissen, daß wir nicht auf Ihrer Seite stehen,

Madam? Woher?«
Die Antwort kam nicht sofort. Nach einer Weile sagte sie: »Ich weiß es eben.«
»Das kann auch ein Irrtum gewesen sein!«
»Nein!«
»Dürfen wir dann aufstehen?« fragte Suko.
»Aber sehr vorsichtig!«
»Natürlich.«
Mein Freund erhob sich als erster. Ich ließ einige Sekunden verstreichen, bevor ich mich in die Höhe drückte und sicherheitshalber die Arme anhob, damit die Unbekannte sah, daß wir nichts im Sinn hatten.
Zum erstenmal konnte ich sie sehen. Die Unbekannte hatte sich einen strategisch günstigen Punkt ausgesucht. Sie stand erhöht, zudem noch auf einem Felsblock, und sie hielt mit beiden Händen ein Jagdgewehr umklammert. Luigi hatte von einer Person mit schwarzen Haaren gesprochen. Das stimmte nur bedingt. Die Grundfarbe der im Wind wehenden Haare war dunkel. Dazwischen aber leuchteten hellere Strähnen, die einen silbrigen Glanz bekommen hatten.
Sie trug halbhohe Stiefel, eine dunkle Hose und eine graue Jacke, die halb geschlossen war. Darunter leuchtete weiß der Stoff eines Pullovers. Ihr Gesicht war nicht genau zu erkennen, trotzdem rechnete ich damit, daß sie Angst hatte.
Mit weiterhin erhobenen Armen stellte ich die nächste Frage.
»Sind Sie eigentlich sicher, daß wir Feinde sein müssen, Miß Unbekannt?«
»Ja!«
»Woher?«
Ich bekam keine Antwort. Ihr fehlten die richtigen Worte.
Vielleicht wußte sie, daß sie einen Fehler begangen hatte, jedenfalls sagte sie trotzig. »Verschwinden Sie wieder, aber schnell!«
»Nein, wir bleiben!« Ich ließ die Hände sinken und setzte mich in Bewegung.
»Vorsicht, John!« warnte Suko.
»Ja, ja, schon gut!«
»Bleiben Sie stehen!« schrie mich die Unbekannte an. Die Mündung wies jetzt auf mich.
»Ich gehe weiter!«
Da schoß sie wieder. Ich warf mich nicht zur Seite, denn sie hatte an mir vorbeigezielt. Die Kugel hackte in den Boden. Das Echo des Schusses rollte durch die Stille. Danach ließ die Frau das Gewehr sinken und sprang vom Felsen.
Als ich sie erreichte, hatte sie den Kopf gesenkt. »Verflucht«, sagte sie schluchzend. »Ich kann es nicht. Ich kann nicht auf Menschen

schießen. Machen Sie, was Sie wollen.«
»Seien Sie froh, Madam.«
»Froh.« Sie lachte auf. »Als wenn nicht schon genug Unheil geschehen wäre.«
Sie hatte das Gewehr fallen lassen. Ich legte meine Hand auf ihre Schulter. Auch Suko kam herbei. Als er neben uns stand, stellte ich meine Frage. »Sie sind mit dem verunglückten Wagen gekommen, nicht wahr?«
»Ja.«
»Und der Tote?«
Noch immer schaute sie mich nicht an. »Es ist mein Bruder«, erklärte sie mit leiser Stimme.
»Wollten Sie ihn zum alten Kloster schaffen?«
Sie nickte heftig.
»Weshalb?«
»Er kam von dort.«
»War er ein Mönch?«
»Früher ja, aber dann…« Sie winkte ab. »Ach, es ist doch alles egal, wo er nicht mehr lebt.«
Zum erstenmal schaute sie hoch. Wir sahen ihr Gesicht. Es war fein geschnitten, diese Frau konnte man als hübsch bezeichnen. Sie hatte dunkle Augen und einen vollen Mund. »Nein, es war nicht mein Mann. Ich… ich bin nicht verheiratet. Es ist trotzdem eine Person, die ich geliebt habe. Der Tote ist mein Bruder.«
»Wie heißen Sie?«
»Wieran, Sandra Wieran.«
Ich schaute Suko an. Er überließ mir die Antwort. »Dann ist der Tote also Basil Wieran?«
Sandra ging einen Schritt zurück. »Sie… Sie kennen meinen Bruder, Mister.«
Auch ich stellte Suko und mich vor. »Kennen ist zuviel gesagt. Wir suchen ihn, wir haben den Namen gehört. Ohne Grund, Miß Wieran, sind wir auch nicht hier.«
»Was hatten sie denn mit meinem Bruder zu tun?« fragte sie, nachdem sie ihre Überraschung verdaut hatte.
»Bisher noch nichts. Wir waren hinter ihm her, weil wir ihn sprechen wollten. Leider ist das nicht mehr möglich.«
Sie sah uns ins Gesicht. Der Wind wirbelte ihre Haare hoch, sie drückte sie wieder zurück. »Was hatten Sie denn mit meinem Bruder zu tun? Aus welch einem Grund wollten Sie ihn sprechen? Wer sind Sie überhaupt?«
»Wir sind Polizeibeamte. Scotland Yard.«
Noch einmal erschrak sie. »O Gott, auf Sie habe ich geschossen.«
»Das ist vergessen«, meinte Suko. Er hatte damit auch in meinem

Sinne gesprochen.
»Danke.« Sie hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob sich mein Bruder etwas hat zuschulden kommen lassen. Ich sah ihn fast fünf Jahre nicht mehr. Erst vor drei Tagen kam er zu mir. Er war völlig am Ende, er wurde verfolgt.«
»Vielleicht von einer Maske!«
»Ja, Mr. Sinclair. Es war eine Silbermaske mit roten Augen.«
»Genau die suchen wir.«
»Hier?«
»Das wissen wir noch nicht. Jedenfalls führt eine Spur in das alte Kloster. Jetzt mal etwas anderes, Miß Wieran. Aus welchem Grunde sind Sie hier, und weshalb haben Sie den Toten mitgenommen? Doch bestimmt nicht aus Spaß?«
»Nein, das nicht.« Sie hatte das Gewehr an den Felsen gelehnt und knetete die Hände. »Am besten wäre es wohl, wenn ich vorn beginne.«
»Das ist gut.«
»Also hören Sie zu, Mr. Sinclair. Es ist eine Geschichte, die unglaublich klingt, doch den Tatsachen entspricht. Das kann ich Ihnen versprechen. Kein Wort ist gelogen.«
Dann hörten wir, was ihr widerfahren war. Besonders die letzten Worte ihres Bruders waren interessant. Er hatte seine Schwester nach Schottland geschickt. Sie sollte das Geheimnis der Maske lüften, die finsteren Mächten gehorchte.
Suko und ich bewunderten den Mut der Frau. Die Reise hätte nicht jede unternommen.
»Ich nahm die Leiche meines Bruders mit, weil ich wieder die Stimme hörte.«
»Gab sie Ihnen den Befehl?« fragte Suko.
»So ist es, Inspektor. Sie erklärte mir, daß der Tote ihr gehören würde. Ich sollte ihn mit in das Kloster bringen. Dann passierte das mit dem Wagen. Ich wollte zunächst einmal nachschauen und versuchen, anschließend den Toten zu holen.«
»Die Leiche wäre schwer gewesen.«
»Das weiß ich.«
Ich räusperte mich. »Jetzt haben Sie ja die entsprechende Hilfe, Miß Wieran.«
Sie bekam große Augen. »Wollen Sie mir wirklich helfen, den Toten ins Kloster zu bringen?«
»Man muß den Wunsch der Maske erfüllen.«
»Und dann?«
»Werden wir weitersehen. Die Maske wird Ihnen das nicht ohne Grund nahegelegt haben. Welch eine Kraft hinter ihr steht, hat Ihr Bruder nicht zufällig erwähnt?«
»Nein, Mr. Sinclair. Er sprach ziemlich allgemein. Ich bin da nicht

zurechtgekommen.«

»Das kann ich verstehen.«

Suko dachte praktischer. »Noch ist es hell, John. Wir sollten uns beeilen, wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit das Kloster noch erreichen wollen.«

»Okay.«

»Dann holen Sie jetzt den Toten?« fragte Sandra mit sehr leiser Stimme.

»Sie können hier auf uns warten!«

»Das… das mache ich auch.«

Suko und ich gingen. »Was meinst du?« fragte mein Freund, als wir außer Hörweite der jungen Frau waren. »Traust du ihr, traust du ihr nicht?«

»Ich tippe eher auf das erste.«

»Also trauen?«

»So ist es.«

Er rutschte ein Stück vor. »Sie hat außergewöhnlich viel Mut bewiesen. Vielleicht weiß sie mehr, als sie zugegeben hat.«

»Das werden wir sehen.«

Schon bald hatten wir die Sicht auf Sandra verloren. Wir stiefelten durch den Wald. Unsere Füße versanken im dicken Laubteppich. Es machte uns wirklich keinen Spaß, mit einem Toten den Rückweg anzutreten, doch eine Wahl blieb uns nicht.

Suko öffnete die Ladeklappe des Wagens. »Am besten ist es, wenn wir ihn in der Decke lassen, auch für den Transport.«

»Einverstanden.«

Suko zerrte den Toten aus dem Wagen. Er war kalt und steif. Die Haut zeigte bereits die ersten Stockflecken der Verwesung. Sie roch auch schon.

Ich knotete die Decke oberhalb des Toten zusammen. So konnten wir ihn besser transportieren.

Suko entschied sich dafür, die Leiche an den Schultern zu fassen.

Ich nahm die Füße, und so machten wir uns auf den Rückweg, wo Sandra an dem Ort auf uns wartete, wo wir sie verlassen hatten. Als sie ihren Bruder sah, begann sie zu schlucken und wandte sich schnell ab. Sie schaute hoch zum Kloster. »Hier ist nichts geschehen«, erklärte sie mit leiser Stimme. »Alles ist normal.«

»Okay, dann wollen wir gehen.«

Ich hatte das so locker dahingesagt. Bald aber verging mir die Lässigkeit, denn ich kam ins Schwitzen. Die Leiche war schwer, der Weg steil, und der Tote schien immer mehr an Gewicht zuzunehmen. Wir mußten über Felsen klettern, gingen auch ein Stück die Rinne hinauf, wobei sich die in ihr liegenden Steine als rutschig erwiesen. Zudem wäre uns der Tote fast noch aus der Decke geglitten, die wir

erneut zusammenknoteten und dabei eine Pause einlegten.

»Hoffentlich hat die Maske nicht gelogen«, sagte ich schwer atmend zu Sandra.

»Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, ich nehme an, daß sie mit dem Toten noch etwas vorhat. Wir sind ja auch nicht ohne Grund hier. Wir hörten, daß die Maske ihren Körper sucht. Können Sie, Sandra, mit dieser Bemerkung etwas anfangen?«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Dann ist es gut.«

Suko deutete zum Himmel. »Laß uns weitergehen. Es kann nicht mehr weit sein. Außerdem habe ich das Gefühl, bald patschnaß zu werden. Wenn die Wolken ihr Wasser ausschütten, sieht es böse aus. Dann verwandelt sich der Hang in eine seifige Bahn.«

Wir hoben den Toten wieder an. Sandra wollte uns helfen, das lehnten wir ab.

Das Kloster oder die Reste davon mußten sich in mittelbarer Nähe befinden. Der Hang war zu einer sehr steilen Fläche geworden, wie man es des öfteren kurz vor einem Gipfel erlebt. Wir kämpften uns regelrecht voran. Der Vergleich mit einem Bergsteiger war nicht falsch.

Grau wuchsen scharfkantige Felsen im rechten Winkel zur Hangfläche aus ihr hervor. Hin und wieder hielten wir uns an einem der Felsen fest, bevor wir uns weiterkämpften und immer schräg auftraten, um nicht abzurutschen.

Hier oben fegte der Wind heran. Es blies uns kalt in die Gesichter.

Noch eine sehr steile, mit scharfen Steinen bedeckte Kurve, dann hatten wir es geschafft.

Freier Blick auf das Kloster!

Es lag tatsächlich auf dem sehr breiten Gipfel des Berges oder Felsens. Der Blick war hervorragend. Wir sahen die Berge der nächsten Umgebung, über die sich breite Wolkenbänder spannten, als wären sie in die Länge gezogen. Dazwischen schimmerte der Himmel manchmal hell und auch blau. Man bezeichnet diese Luft als regenklar.

Schwarz wirkende Bergspitzen ragten aus dem Grün der Matten.

Manche Kuppen waren auch bewaldet, andere wiederum zeigten eine dünne Schicht aus Schnee.

St. Patrick, das Kloster, in dem Father Ignatius lebte, lag noch weiter westlich. Von seinen Mauern sahen wir nichts.

Lumluine Abbey aber lag vor uns wie gemalt. Sie mußten einmal sehr hoch und wuchtig gewesen sein, jetzt war davon nicht mehr viel zu sehen. Ein Brand schien nicht stattgefunden zu haben, die noch stehenden Teile jedenfalls zeigten keine schwarzen Flecken, auf mich

wirkte das Kloster so, als wäre er in kriegerischer Absicht zerstört worden.

Den Eindruck hatte auch Suko bekommen. »Die Mönche scheinen überfallen worden zu sein – damals.«

»Fragt sich nur von wem?« Ich hatte Sandra angeschaut. Sie hob nur die Schultern und strich gleichzeitig ihre Haare zurück.

»Tut mir leid, Mr. Sinclair, aber die Maske hat nicht viel berichtet. Über dieses Thema nichts.«

»Gut, machen wir weiter.« Ich bückte mich, um die Füße des Toten anzuheben.

»Wissen Sie denn, was mit meinem Bruder geschehen soll?« erkundigte sich die junge Frau.

»Nein, das wissen wir nicht. Wir hoffen, daß er so etwas wie ein Beschleuniger ist, der uns den Weg zu dieser geheimnisvollen Silbermaske zeigt.«

»Und zu Bill Conolly«, fügte Suko hinzu.

»Wer ist das schon wieder?«

»Ein Freund von uns. Er hat uns praktisch auf die Spur der Maske und auch Ihres Bruders gebracht. Haben Sie den Namen noch nie gehört?«

»Nein!«

»Jetzt ist er verschwunden«, erklärte ich. »Wir hoffen, ihn hier im Kloster zu finden oder zumindest eine Spur von ihm.«

»Dann drücke ich Ihnen die Daumen.«

Um das Kloster zu erreichen, mußten wir noch eine freie, mit hohem Gras bewachsene Fläche überqueren. Die Halme bewegten sich im Wind, der sie regelrecht kämmte. Größere Steine waren überwuchert und manchmal auch von Sträuchern verdeckt.

Wir mußten ihnen ausweichen, manchmal auch überklettern, dann standen wir vor den Resten.

Aus der Nähe sahen sie gewaltig aus. Eine Mauer wirkte wie eine Hand, der man die Finger abgeschnitten hatte, so daß nur der Handrücken übriggeblieben war.

Ein paar Yards rechts davon hatte einmal das Tor oder der Eingang gestanden. Er war zusammengekracht, die Trümmer verteilten sich im Gelände, und der Wind blies seinen ewigen Atem über sie hinweg.

Sandra winkte uns zu. »Hierher!« rief sie. »Hier können Sie auf den Hof gehen.«

Das Wort *Hof* war ein wenig übertrieben. Ich mußte lächeln, doch das fror mir auf den Lippen, denn dieser Hof war schon beeindruckend. Erst jetzt erkannten wir, daß einige Gebäude noch nicht dem Erdboden gleichgemacht worden waren.

Besonders die flachen Bauten. Möglicherweise hatten sich darin die Zellen der Mönche befunden. Wir würden es sehen. Von der Kapelle

stand nichts mehr. Sie war gekippt. Das alte Dachkreuz existierte noch. Es bestand aus schwerem Eisen und lag vor uns im Gras, das es überwuchert hatte.

»Wohin mit dem Toten?« fragte Suko.

Sandra gab uns winkend die Antwort. Sie war auf den relativ flachen Bau zugelaufen und hatte eine Tür gesehen. Mit beiden Händen mußte sie diese aufziehen.

»Dann mal los«, sagte Suko.

Ihm machte die Schlepperei nicht so viel aus wie mir. Suko war eben der Kräftigere von uns beiden.

Sandra hatte uns die Tür aufgehalten. Wir betraten einen kalten, zugigen und düsteren Bau. Die Fenster waren offene, viereckige Löcher in der Wand, durch die der Wind pfiff, so daß in diesem Bau ständig Durchzug herrschte.

Wenige Schritte hinter der Tür und ziemlich in der Mitte, legten wir die Leiche ab.

Wie Zinnfiguren umstanden wir sie. Die Deckenhälften waren zur Seite gefallen, Basil Wieran lag so, daß wir ihm auch ins Gesicht sehen konnten.

Ein bleicher, fast schon konturenloser Fleck, ohne Sinnesorgane.

»Es ist mir schwergefallen«, flüstere Sandra. »Es war einfach schlimm, den Toten in den Wagen zu packen. Ich weiß auch nicht, wie ich es geschafft habe, aber ich habe es geschafft.«

»Darauf können Sie stolz sein.«

Sie lachte laut. »Meinen Sie wirklich?«

»Ja, Sandra. Und wir wollen hoffen, daß unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt sind.«

»Sie rechnen damit, daß die Maske zurückkehrt?«

»Das hoffe ich sogar.«

»Psst!« Suko hatte gesprochen und legte danach einen Finger auf die Lippen.

Sandra und ich schwiegen. Wir beobachteten Suko, der sich nicht rührte und schließlich den Kopf schüttelte.

»Nichts?« fragte ich.

»Jetzt nicht mehr.«

»Was hast du denn gehört?«

»Ein… ein fernes Singen, als hätten sich irgendwelche Personen zu einem Chor zusammengefunden.«

»Ich habe nichts gehört.«

»Vielleicht war es der Wind«, sagte Sandra. »Es bläst hier Tag und Nacht.«

Suko schüttelte den Kopf. Er wollte das nicht gelten lassen. »Nein, ich kann schon unterscheiden, ob es Stimmen oder der Wind gewesen waren.«

»Aus welcher Richtung ist es denn geklungen?«

»Du wirst lachen, John. Ich wette darauf, daß es aus der Tiefe hochgedrungen ist.« Er deutete mit dem Zeigefinger auf den schmutzigen Steinboden.

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Dann müßte es einen Zugang geben. Einen Geheimgang oder etwas Ähnliches.«

»Den werden wir auch finden.« Suko nickte und spannte sich wieder. »Da, das Singen!«

Sandra und ich lauschten jetzt konzentriert. In der Tat vernahmen wir den Gesang. Wobei der Begriff Gesang eigentlich übertrieben war, denn es war nicht mehr als ein leises Summen, als würde sich ein Gesangsverein einstimmen.

Ich ging in die Knie und legte mein Ohr auf den kalten Boden.

Spürte ich tatsächlich ein Vibrieren, oder bildete ich mir das alles ein? So genau war es nicht herauszufinden, jedenfalls blieb der leise, unheimlich klingende Gesang.

»Was tun wir?« fragte Sandra. Selbst in dem schlechten Licht sah ich, daß sie eine Gänsehaut bekommen hatte.

»Zunächst einmal nichts. Wir werden warten.«

»Wollten Sie nicht den Einstieg suchen, Mr. Sinclair?«

»Vielleicht brauchen wir das nicht mehr.«

»Wieso?«

Suko gab die Antwort. »Es kann doch sein, daß die Gestalten, die dort unten singen, plötzlich hier erscheinen.«

Sandra ging zurück. »Von welchen Gestalten sprechen Sie denn, Inspektor?«

»Vielleicht sind es die Geister der Toten, die keine Ruhe gefunden haben. Stellen Sie sich vor, man hat die Mönche, aus welch einem Grunde auch immer, getötet.«

»Dann könnten sie nicht mehr singen.«

»Im Prinzip ja. Wenn sie normal gestorben sind. Sollten sie jedoch auf eine magische Art und Weise ums Leben gekommen sein, ist es möglich, daß ihre Seelen oder Geister spuken.«

»Und daran glauben Sie?«

Ich lächelte knapp. »Das sollten Sie auch, Miß Wieran, wenn Sie an die Maske denken, die auch aus dem Nichts erschienen ist. Wir haben es hier mit Kräften, Mächten und auch Gegnern zu tun, die wir keinesfalls unterschätzen dürfen.«

»Wesen aus einer anderen Welt etwa?«

»So könnte man es ausdrücken«, sagte ich.

Sie schüttelte sich, als hätte ihr jemand eine kalte Flüssigkeit über den Kopf gegossen. »Irgendwie macht mir das alles Angst, Mr. Sinclair.

Ich… komme einfach nicht mehr zurecht. Ich bin völlig aus der Bahn gerissen worden.«

»Das sind wir wohl alle. Denken Sie nur daran, daß es wirklich Dinge gibt, die man mit dem normalen Verstand nicht erklären kann. Sie müssen sie einfach hinnehmen.«

»Vielleicht.«

»Ruhe!« Suko hatte das Wort scharf geflüstert. Wahrscheinlich hatte er den Gesang gehört.

Wir schwiegen, und mein Freund deutete mit dem ausgestreckten Zeigerfinger in die Tiefe.

Wir hörten sie ebenfalls.

Diesmal lauter. Es schien, als wären sie auf dem Weg, um uns einen Besuch abzustatten.

Sandra hielt den Atem an. Ihre Augen standen weit offen, ansonsten war das Gesicht erstarrt. Die Haut wirkte fast wie Teig, und ihre Lippen zitterten. Mein Blick richtete sich nach rechts, in die Tiefe dieses Raumes hinein. Wir sahen dort nichts, weil sich in dem Teil auch keine Fenster mehr befanden. Das graue Tageslicht versickerte schon viel früher.

Der Gesang nahm tatsächlich an Lautstärke zu. Das konnte nur bedeuten, daß sich die Sänger, wer immer sie auch sein mochten, in unsere Richtung bewegten.

Wollten sie uns besuchen?

Geister aus dem Reich der Toten, die sich in den Tiefen des Klosters aufgehalten hatten.

Die Töne waren nicht schrill, dafür aber hoch, als wären auch Frauenstimmen dabei.

Falsett-Tenöre, geisterhaft klingend, wie aus einer völlig anderen Welt stammend.

Unsere Spannung wuchs. Wir schauten in die Tiefe des Raumes hinein, ohne etwas sehen zu können. Ein jeder aber ahnte, daß dort an dieser Stelle etwas passieren mußte.

Und es passierte was.

Zunächst war es nur ein Flimmern, das wir erst einmal dicht über den Boden huschen sahen. Einen Moment später veränderte er sich und baute sich regelrecht auf.

Sandra Wieran hatte so etwas noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen. Sie zeigte sich dementsprechend geschockt oder überrascht.

Zum Glück drehte sie nicht durch.

Das Flimmern nahm nicht an Stärke zu, dafür an Masse. Es kam uns so vor, als würde es ständig Nachschub aus der Tiefe bekommen. Und dieser Nachschub konnte auch nicht von den Steinen aufgehalten werden. Er war einfach da und vervielfältigte sich.

Er wuchs…

Die Höhe bekam die Größe eines normalen, ausgewachsenen Menschen. An der Trennlinie zitterte sie.
»Was ist das?« hauchte Sandra.
»Die Geister«, erklärte ich. »Wir müssen davon ausgehen, daß es die Geister der Toten sind.«
»Der Mönche, nicht?«
»Ja.«
»Und die Maske? Die sehe ich nicht.«
»Vielleicht erscheint sie noch.«
Suko und ich taten nichts. Es war viel besser, zunächst einmal abzuwarten und den unheimlichen Vorgang zu beobachten, der von einer mächtigen, Schwarzen Magie gelenkt wurde. Die Geister waren nicht grundlos erschienen. Sie mußten meiner Ansicht nach eine Aufgabe haben, die eventuell auch mit der Maske und deren Suche nach einem Körper in einem Zusammenhang stand.
Ihr Singen war geblieben. Die Laute, Töne und auch Melodien erfüllten das gesamte barackenähnliche Gebäude. Sie waren relativ laut, weil sie als Echos von den Wänden zurückgeworfen wurden.
Noch sahen wir nur das Licht, aus dem dieser ungewöhnliche Gesang hervordrang. Ein Licht, das nicht unbedingt hell und auch nicht dunkel war. Eine Mischung aus beidem.
Mehr grau als silberfarben, trotzdem zu erkennen.
»Mir ist unheimlich!« flüsterte Sandra. »Es geht doch nicht mit rechten Dingen zu. Da will uns jemand einen Streich spielen, nicht?«
»Nein!« erwiderte Suko.
Ich hätte auch lieber gehabt, daß mir jemand einen Streich spielte.
Es kam leider anders und wurde noch unheimlicher.
Uns umgab der Gesang wie in einer gefüllten Kirche. Er brauste gegen unsere Ohren. Ich versuchte, Worte zu hören, was mir nicht gelang. Aber ich fand heraus, daß die Gesänge in lateinischer Sprache abgegeben wurden, was wiederum typisch für die Existenz der Mönche war.
In das Licht geriet Bewegung. Klänge und Helligkeit wurden umgesetzt. Es fand so etwas wie ein Materiewandel statt.
Das Licht trennte sich.
Verschiedene Gestalten kristallisierten sich hervor – Menschen!
Nein, es waren Geister. Feinstoffliche Wesen, die mehr über den Boden schwebten, als daß sie ihn berührten.
Kuttenträger – Mönche…
Drei, vier erschienen, drehten uns ihre Gesichter zu, die nur mehr aus einem Zittern und Flimmern bestanden, wobei sie trotzdem gut zu unterscheiden waren.
Ich atmete scharf aus, weil hinter den ersten Mönchen noch andere Gestalten erschienen.

Zwei von ihnen bewegten sich so ungewöhnlich, als wären sie mit einem dritten beschäftigt.

Sie drängten sich auch vor, und meine Augen weiteten sich ebenso wie die meines Freundes.

In der Tat umfaßten die beiden Mönche eine dritte Person.

Es war unser Freund Bill!

***

»Kneif mich mal«, sagte Suko, »oder sag mir, daß ich bald eine Brille brauche.«

»Die brauchst du wohl nicht. Es ist tatsächlich Bill.«

»Ist er tot?«

»Keine Ahnung.« Die beiden Worte drangen nur dumpf über meine Lippen. Wir gingen etwas vor, weil ich Bill besser erkennen wollte. Suko blieb an meiner Seite, nur Sandra ließen wir zurück.

Bill Conolly sah im Prinzip so aus wie die anderen. Auch sein Körper hatte sich so gut wie aufgelöst. Er war feinstofflich geworden, er zitterte, er schwebte, und doch war es für uns genau zu erkennen, wen wir vor uns hatten.

Sah er uns?

Ich traute mich nicht, ihn anzusprechen. Möglicherweise hätte ich dadurch die Magie des Augenblicks zerstört. Die Geister der Mönche waren ja nicht ohne Grund erschienen. Sie mußten eine bestimmte Aufgabe haben, sonst hätten sie nicht die Tiefe des Kellers oder irgendwelcher Kavernen verlassen.

Aber welche!

Noch taten sie nichts. Ihr Gesang war leiser geworden. Ich konzentrierte mich auf das flimmernde Gesicht meines Freundes, ohne allerdings erkennen zu können, ob er ebenfalls mitsang. Die Mönche hielten ihn nur umfangen, als wollten sie sichergehen, daß er ihnen nicht entwischte.

»Willst du es nicht mit deinem Kreuz versuchen?« fragte Suko mich.

»Nein, noch nicht. Ich möchte warten.«

»Dann kann es zu spät sein.«

»Soll ich die Formel rufen? Die Silbermaske ist noch nicht vorhanden. Sie ist doch der Grund.«

»Ja, bestimmt.«

Es mußten jetzt ungefähr zehn Mönche sein, die sich um Bill Conolly herum aufhielten.

Gespannt warteten wir ab.

Sie taten unserem Freund nichts. Sie hatten ihn nur in die Mitte genommen und eingekreist. Ihre Körper berührten sich, dabei schienen sie zu zerfließen und ineinander überzugehen.

»Das sieht mir eher nach einer Prozession aus«, meinte Suko.

Der Ansicht war ich auch. Sollte es eine solche sein, mußte sie zu irgendeinem Ziel führen.

Vielleicht zur Maske?

Der Gesang war verstummt. Wir hatten kaum darauf achten können, weil uns das Bild einfach zu sehr gefangen nahm. Die Stille wirkte im ersten Moment noch befremdender.

In ihr klangen die Atemzüge der Sandra Wieran ungewöhnlich laut und auch die kaum unterdrückten, stickigen Rufe.

Ich wirbelte herum, Suko ebenfalls.

Wir sahen Sandra, wie sie steif dastand und den rechten Arm ausgestreckt hielt. Der Zeigefinger deutete dabei auf die Leiche ihres Bruders, die am Boden lag.

War es noch eine Leiche?

Sandra mußte sich ungemein erschreckt haben, denn der Tote bewegte sich. Er zog die Beine an, um aufzustehen…

***

»Es ist also passiert?« fragte der Abt. Seine Stimme klang müde. Er wollte den vor ihm sitzenden Mönch in der dunkelbraunen Kutte kaum in die Augen sehen.

»Ja«, erwiderte Father Ignatius. »Es ist passiert. Und ich sage dir, Bruder, einmal hat es so kommen müssen.«

»Es war unsere Schuld. Wir haben die Schlange an unserem Busen genährt und nicht überblickt, daß sich das Böse der Seele des Bruders bemächtigt hat.«

»Deshalb müssen wir etwas unternehmen.«

Der Abt schaute Father Ignatius wissend lächelnd an. »Wie ich dich kenne, Bruder, hast du schon einen Plan.«

»Ja.«

»Müßte ich meine Zustimmung geben?«

»So sieht es die Regel vor.«

Der Abt lehnte sich zurück. Er saß auf einem schlichten Holzstuhl.

Alles war schlicht im Kloster St. Patrick. Die Mönche verzichteten auf jeglichen Luxus, deshalb ging es ihnen auch so gut.

»Gesetzt den Fall, ich würde sie dir verweigern, Bruder?«

Father Ignatius verzog die Lippen und legte seine Handflächen gegeneinander. »Ich würde trotzdem gehen. Das ist meine Aufgabe…«

»Eine deiner Aufgaben. Vergiß nicht, aus welchen Motiven du tatsächlich hier bist.«

»Es hat sich viel verändert, seit ich John Sinclair kennengelernt und mit dem Bösen direkt konfrontiert wurde.«

»Das stimmt. Du bist derjenige, der ihm die Kugeln dreht und sie auch weiht. Du hast dich weit vorgewagt. Wir haben das Kloster bisher gegen die Mächte des Bösen verteidigen können, ich denke da

nicht zuletzt an die Horror-Reiter. Der Weg wurde eingeschritten, wir müssen ihn bis zu seinem Ende gehen. Was hast du also vor?«

»Lumluine Abbey besuchen.«

»Die verfluchte Stätte!«

»So ist es.«

»Und du weißt, daß es uns nicht erlaubt ist, das Kloster zu betreten. Keiner ist stark genug, um dem zu trotzen, was in seinen Mauern haust. Es ist das kalte Grauen, der Gruß aus den finstersten Tiefen der Hölle. Diejenigen, die es versuchten, kehrten nicht zurück und waren für uns verloren.«

»Jetzt aber wird John Sinclair dort sein.«

»Du hast ihm den Weg geebnet?«

»Ja und nein. Er verfolgte die Spur bereits. Ich kann ihn aber nicht allein lassen. Er weiß nicht, was auf ihn zukommt.«

»Du hast ihn nicht gewarnt?«

»Warst du nicht anwesend, als wir telefonierten?«

»Ich hörte nicht zu. Bruder.«

Das glaubte Ignatius dem Abt zwar nicht so recht, er wollte darüber nicht weiter diskutieren.

»Ich müßte dann gehen, Bruder!«

»Allein?«

»Ja. Ich werde etwas Proviant mitnehmen und den Weg über die Berge gehen. Es ist wunderbar, mal allein sein zu können.«

»Hast du hier nicht deine Ruhe?«

»Das ist etwas anderes.«

Der Abt war noch nicht fertig. »Und was wirst du unternehmen, wenn du die verfluchte Stätte erreicht hast?«

»Vielleicht finde ich Wieran.«

»Er wird nicht mehr so sein wie früher«, sagte der Abt. »Er wird dich sehen und hassen. Er wird versuchen, dich zu töten und der Hölle Opfer zu bringen. Seit die Mönche den falschen Weg gegangen sind und das verfluchte Zeichen angebetet haben, da wußten sie, was die Macht des Bösen ist. Und diese Macht hast du gefestigt.«

»Ich werde sie brechen können.«

»Du mußt sehr stark sein!«

»Das bin ich mit John Sinclair zusammen. Er hat Blut geleckt, wenn mir der Vergleich gestattet ist. John Sinclair wird sich schon längst auf den Weg gemacht haben.«

»Dann wirst du ihm alles erklären müssen.«

»Das bleibt nicht aus.«

»Wir hatten versprochen, über dieses dunkle Kapitel nicht zu reden, Bruder.«

»Man darf nicht alles unter den Tisch kehren!« widersprach Father Ignatius. »Denke nur daran, was in diesen Mauern schon alles

vorgefallen ist. Denk daran.«

»Ich weiß«, erwiderte der Abt stöhnend. »Ich weiß es leider zu genau, mein Freund.«

»Wir müssen uns auch dem anderen Problem stellen.«

»Du, Bruder, ich nicht.«

»Dann werde ich jetzt gehen.«

»Ich kann dich nicht halten. Vielleicht mußt du das auch für uns alle tun. Die Wege des Herrn sind verschlungen, aber er wird uns zum Ziel führen. Jeden einzelnen von uns, irgendwann…«

Father Ignatius erhob sich. »Ich danke dir, Bruder. Wir werden uns wiedersehen, das verspreche ich.«

»Hoffentlich«, sagte der Abt leise. Diese Worte sprach er, als Father Ignatius die Tür hinter sich geschlossen hatte und durch den Gang zu seiner Zelle lief.

Im Kloster herrschte bereits Nachtruhe. Die Mönche schliefen früh, denn sie standen schon um fünf Uhr am Morgen auf, um in die Kapelle zu gehen. Das Licht der Kerzen gab dem Gang eine flackernde Helligkeit, die ihr Muster aus rotgelben Reflexen und dunklen Schatten über die Wände und den Boden huschen ließ.

Die Türen waren nicht verschlossen. Was Father Ignatius benötigte, hatte er bereits zusammengepackt. Wichtig war der Mantel, den er über die Kutte streifte.

Er zog auch festes Schuhwerk, an. Die Wege in den Bergen waren oft genug mehr als beschwerlich. Proviant hatte er ebenfalls mitgenommen. Er verstaute ihn unter seiner Kutte.

Wichtig war sein Kreuz.

Es bestand aus altem Eichenholz. Mit geweihtem Wasser hatte er es getauft, und er trug es stets bei sich wie auch den Rosenkranz.

So gerüstet hoffte er, den Mächten der Finsternis zusammen mit John Sinclair Paroli bieten zu können.

Niemand sah ihn, niemand hielt ihn auf, als er das schützende Gebäude verließ und auf den Hof in die Kälte der Spätherbstnacht trat.

Der Wind wehte aus Nordwest. Es roch bereits nach Schnee. Vor einigen Tagen war welcher gefallen, doch rasch wieder getaut. Er schaute sich nicht um, als er den Hof durchquerte und auf die schmale Pforte in der großen Tür zuschritt.

Es war schon ein großes Tor, von innen mit einem mächtigen Balken verriegelt.

Father Ignatius besaß einen Schlüssel für die Pforte. Als er sie wieder hinter sich zuzog, überkam ihn das Gefühl, das Land eines Feindes betreten zu haben.

Sein Ziel lag im Osten.

Diese Richtung schlug er auch ein. Der einsame Wanderer wurde

schon sehr bald von der Dunkelheit verschluckt. Ein Mensch, der eine Aufgabe zu erledigen hatte und in dessen Brust der Wille brannte, das Feuer des Bösen zu löschen…

***

Ich sah, daß Sandra Wieran kurz vor dem Kippen stand. Was sie hier erlebte, konnte sie nicht hinnehmen. So etwas kannte sie höchstens aus Filmen oder Büchern, aber nicht aus der Wirklichkeit.

Suko konzentrierte sich auf den »Toten«. Ich aber lief um Basil Wieran herum und erreichte die junge Frau, bevor sie zu Boden fallen konnte.

Sandra war nicht ohnmächtig geworden. Als ich sie zur Seite zog, bewegte sie noch die Beine. Sie zitterte, obwohl der Körper steif wirkte. Ich lehnte sie gegen die kalte Wand nahe der Eingangstür.

»Bitte, Sandra, bleiben Sie so stehen.«

»Ja, ja. Er ist nicht tot. Er war ein Mönch. Er konnte wohl nicht sterben. Im Kloster St. Patrick…«

»Was sagen Sie da?«

»Er kam aus St. Patrick!«

Ich wollte noch nachfragen, aber Sukos Ruf hielt mich davon ab.

So konzentrierte ich mich auf den »Toten«.

Er hatte nicht nur das rechte Bein bewegt und an den Körper gezogen, er drehte sich auch, um sich so gut abstützten zu können, daß er wieder auf die Beine kommen konnte.

Seine Bewegungen waren langsam. Wie die eines Menschen, der aus einem sehr langen Schlaf erwacht und sich zunächst noch recken und strecken muß.

Eine kniende Haltung hatte er bisher erreicht, streckte die Arme aus und hatte auch die Hände gespreizt. Mit den Flächen fuhr er tastend über den Steinboden, als wäre er bei der Suche nach einem bestimmten Gegenstand.

Sehen konnte er nicht. Möglicherweise war das der Grund für seine ungewöhnlichen Bewegungen.

Auch den Kopf drehte er. Sehr langsam, so daß er in unsere Richtung schauen konnte.

Er sah uns nicht, er ahnte unser Dasein, das zeigte er mit seiner folgenden Reaktion.

Innerhalb der unteren Gesichtshälfte erschien ein Loch, aus dem blubbernde Laute drangen. Geräusche, bei denen sich uns der Magen zusammenzog und sich auch eine Gänsehaut bildete.

»Ist das ein Zombie?« fragte Suko leise.

»Sicher.«

»Ich bin mir nicht sicher. Der muß etwas anderes sein. Ein zombie ähnliches Wesen, was weiß ich?«

»Kennst du da welche?«
»Nein. Bist du allwissend.«
»Basil… Basil …« Sandra sprach den Namen ihres Bruders stockend aus. Auch sie hatte sich von dem ersten Schock erholt. Jetzt wollte sie etwas tun, vielleicht mit ihm sprechen, und sie verließ ihren Platz an der feuchten Steinwand.
»Bleiben Sie zurück, Sandra!«
»Nein, Sinclair, nein…«
Bevor ich es noch verhindern konnte, war sie zwischen Suko und mir durchgehuscht. Für uns sah es so aus, als würde sie stolpern.
Dabei hatte sie sich selbst nur Schwung gegeben und war auf den Rücken ihres Bruders gefallen. Ihre Arme umschlangen den Hals der lebenden Leiche, und sie begann mit ihm zu reden.
Für uns war es eine traurige, eine menschliche und gleichzeitig eine schreckliche Szene, als die junge Frau versuchte, mit einem Toten zu sprechen.
Sie redete in die teigige Masse des Gesichts hinein, sie streichelte dabei die Wangen, stammelte Worte, die von Geschwisterliebe erzählten, und erntete keine positive Reaktion.
Wir gaben genau acht und ahnten schon im voraus, was noch kommen würde. Basil reagierte nicht so, wie es seine Schwester angenommen hatte. Er stieß sie von sich. Seine Hände drückten schwer gegen ihren Körper, so daß es schon wie ein wegstemmen aussah.
Dem konnte Sandra nichts entgegensetzen. Sie war einfach zu schwach, und Suko fing sie ab.
Basil stand breitbeinig da. Die Arme schaukelten wie Pendel zu beiden Seiten des Körpers. Er glotzte nicht einmal, er stierte nur ins Leere, um sich danach schwerfällig umzudrehen und uns den Rücken zuzuwenden. Er ging fort.
»Sollen wir ihn lassen?« fragte Suko.
»Sicher.«
»Basil…« Sandra rief mit schwach klingender Stimme hinter ihrem Bruder her.
Der lebende Tote hörte nicht. Breitbeinig schwankte er vor uns her und ging dorthin, wo wir zuerst das Licht und danach die Gestalten der Geister gesehen hatten.
»Ich finde, wir sollten ihn nicht allein laufenlassen«, meinte Suko lächelnd.
»Ja, gut.«
Auch Sandra war unserer Ansicht. »Vielleicht können wir ihn noch retten. Bitte, kommen Sie. Kommen Sie schnell!«
Ich beruhigte sie und hielt sie auch fest, weil sie weglaufen wollte.
»Langsam, Mädchen, langsam. Wir bringen alles in die Reihe, darauf

können Sie sich verlassen.«

Sandra nickte.

Wir ließen Basil Wieran einen genügend großen Vorsprung, damit er sich sicher fühlen konnte. Aus den Augen ließen wir ihn dabei nicht und stellten fest, daß dieses alte Gebäude doch länger war, als wir erst angenommen hatten.

Nach unserer Berechnung mußten wir ungefähr die Stelle erreicht haben, wo die Mönche erschienen waren, als ich zum erstenmal die Reaktion meines Kreuzes spürte.

Es erwärmte sich.

Ich machte Suko darauf aufmerksam.

»Ein schwarzmagisches Feld, John!«

»Das denke ich auch.«

»Willst du weiter?«

»Sicher!«

Und wir gingen dorthin, wo wir einen helleren Schein sahen, der die Form eines halbbogenartigen Tors angenommen hatte. Der Schein baute sich vom Boden hei auf. Mauerwerk erkannten wir nicht. Vielleicht war auch keines mehr vorhanden, so daß wir uns einem transzendentalen Tor näherten. Das sind Öffnungen und Durchlässe, die verschiedene Ebenen miteinander verbinden, Brücken zwischen sichtbaren und unsichtbaren Welten schlagen. Oft hineinführen in das Pandämonium oder in die ferne Vergangenheit eines unheimlichen Reiches aber auch der Erde.

Das alles hatten wir schon erlebt und näherten uns dem Durchgang entsprechend vorsichtig.

Es dauerte nicht lange, als das strahlende Tor auch uns erfaßte und unsere Körper mit seinem bleichen Schein übergoß, so daß wir mehr aussahen wie Zinnfiguren.

Ich spürte keine Blendung, etwas war doch anders geworden. Ein leichtes Kribbeln lag auf der Haut, als würde Strom über sie hinwegfließen. Und mein Kreuz reagierte weiterhin warnend, als wollte es mich zurückhalten, diese andere Welt zu betreten.

Ich ging trotzdem durch, schaute nach vorn und konnte das Bild kaum glauben, das sich mir bot.

Ich wurde gleichzeitig auch abgelenkt, denn hinter mir hörte ich Sukos Schrei und den seiner Begleiterin.

Da war es schon passiert.

Sandra und Suko hatten sich ohne den Schutz einfach zu weit vorgewagt. Ihnen erging es wie Bill Conolly. Sie konnten sich gegen die Kräfte nicht mehr wehren.

Beide Gestalten sah ich zerfließen. Sie glitten hinein in die Szene, die sich meinen Blicken bot und die ich als so unglaubhaft empfand.

Natürlich sah ich Bill Conolly. Er wurde nicht mehr gehalten, und er

bewegte sich ebenso wie die anderen geisterhaften Gestalten auf dem Hof des Klosters.

Hatten wir vorhin noch eine zerstörte Abtei betreten, so sah ich sie jetzt vor mir, wie sie einmal gewesen sein mußte. Das heißt, durch das Überschreiten des Tores war es mir gelungen, einen Blick in die Vergangenheit dieser Abtei zu werfen.

Vor mir bewegten sich die Mönche so, wie sie es getan hatten, bevor das Kloster zerstört wurde.

Bleiche, zitternde, geisterhafte Gestalten, die allen möglichen Arbeiten nachgingen. Die einen befanden sich im Garten, wo sie ernteten, andere wiederum gingen handwerklichen Tätigkeiten nach. Sie hämmerten, sie schmiedeten oder schlugen gegen Steine.

Das alles geschah lautlos. Ich vernahm nicht ein Geräusch. Auch nicht von Suko und Sandra, die sich als feinstoffliche Körper zu den anderen gesellt hatten.

Alle waren sie feinstofflich, bis auf eine Ausnahme.

Basil Wieran! Er, der lebende Tote, der Zombie, hatte sich der Kraft entgegenstemmen können, aus welchen Gründen auch immer.

Er war durch das Tor gegangen, auf dessen Schwelle ich auch weiterhin stand, und wankte in den Innenhof, um die geisterhafte Szenerie zu beleben.

Die alten Gespenster nahmen von ihm keine Notiz. Er durchschritt sie, ohne daß sie etwas merken. Sogar mit Bill Conolly »prallte« er zusammen, nur merkte mein Freund nichts davon. Er stand an der Wand eines flachen Gebäudes und mußte sich eigentlich fühlen wie ein Ausgestoßener.

Ebenso wie Suko und Sandra. Ihre Körper schwebten auch über den Klosterhof, als suchten sie einen Fleck, wo sie sich ausruhen konnten. Ich griff nicht ein und blieb weiterhin auf der Schwelle des transzendentalen Tores stehen. Für mich war Basil Wieran eine der tragenden Figuren in diesem geisterhaften Karussell.

Der lebende Tote hatte die Mitte des Klosterhofes erreicht. Er war umgeben von den auch in diesem Licht düster wirkenden Mauern, verhielt jetzt seinen torkelnden Schritt und schaute sich um. Dabei drehte er sich noch auf der Stelle und breitete die Arme aus.

Sein Gesicht hatte sich nicht verändert. Der silbrige Schein floß über die Masse hinweg und ließ sie aussehen wie ein zitternder Stein. Ich dachte an die Maske und an den Körper, den die Maske finden wollte. War Basil Wieran dieser Körper?

Die Frage stellte sich wirklich. Wenn er es tatsächlich gewesen wäre, hätte sie ihn schon längst in Besitz nehmen können. Weshalb hatte sie ihn erst zum Untoten gemacht.

Zudem hatte das Kloster den Namen eines Geliebten bekommen?

Wer konnte das sein?

Da kam natürlich der Höllenherrscher in Frage, der Teufel also.

Aber auch der oberste Chef des Bösen, der über allem stand, Luzifer.

Er setzte sich wiederum aus drei Personen zusammen.

Eine furchtbare Rechnung. Jedenfalls hatten die Mönche auf das falsche Pferd gesetzt.

Gern hätte ich auch gewußt, wie sich meine Freunde fühlten oder ob sie überhaupt etwas von dem mitbekamen, was um sie herum vorging. Die Zeitmagie hatte ihre Körper zu feinstofflichen Wesen gemacht und hoffentlich nicht die Seelen getrennt. Noch geschah nichts. Bis zu dem Zeitpunkt, als plötzlich die Soldaten erschienen.

Es ging alles unheimlich schnell. Die anderen saßen auf ihren Pferden, ritten in den Innenhof und töteten die Mönche der Reihe nach auf schreckliche Art und Weise.

Als der letzte der Mönche sein »Leben« aushauchte, da verschwand auch das Bild wieder.

Ich spürte den kalten Wind, der gegen mein Gesicht schlug, ich sah wieder in den normalen Innenhof, der dunkel vor mir lag, und entdeckte die graue Wolkenwand hoch am Himmel, wo an den freien Stellen einige Sterne durchfunkelten.

Der Zombie stand im Hof.

Suko, Bill und Sandra aber waren auch weiterhin verschwunden.

Die geisterhaften Mönche hatten sie mit ins Jenseits gerissen, und ich war allein…

***

Irgendwann war der Zeitpunkt gekommen, wo Father Ignatius einfach nicht mehr konnte. Er hatte sich zuviel vorgenommen. Zudem war er nicht mehr der Jüngste. Trotz seines dicken Schuhwerks brannten die Füße vom Laufen, er fühlte sich müde und zerschlagen.

Auch wenn er es sich eigentlich nicht erlauben konnte, er mußte eine Pause einlegen.

Einem Menschen war er bisher nicht begegnet, und das sollte auch so bleiben, deshalb verließ er den normalen Weg und tauchte ein in einen dichten Wald.

Dort, wo er Wasser fand, das aus höheren Regionen nach unten floß, machte er Halt.

Im dichten Laub wühlte er sich eine Höhle, legte sich hinein und deckte sich mit seinem Mantel zu. So konnte er auch eine kühle Nacht überstehen, zudem schützte ihn das Laub vor allzu großer Kälte.

Er trank aus dem Bach und aß von dem Brot, das er aus dem Kloster mitgebracht hatte. Es war dort gebacken worden, nach alten Rezepten, und es schmeckte wie früher.

Wasser und Brot taten gut. Sie verdrängten jedoch nicht seine Müdigkeit. Father Ignatius rollte sich in sein »Bett« und empfand es

sogar noch als warm.
Der Mantel schützte ihn, sein Gesicht lag frei, so daß er immer atmen konnte.
Wie lange er geschlafen hatte, wußte er nicht. Jedenfalls schreckte er plötzlich hoch und merkte, daß er trotz der schützenden Laubschicht unterkühlt war. Hinzu kam der Muskelkater. Lange hätte er nicht mehr liegenbleiben dürfen.
Father Ignatius war abgehärtet. Er wühlte sich aus seinem Bett und begann mit einer Gymnastik, die er auch jeden Morgen im Kloster durchführte.
Trotz seines Altes, über das er nie sprach, war Father Ignatius ein zäher Bursche. Er erzählte sowieso sehr wenig über sich. Nicht einmal der Abt wußte, wo er hergekommen war, seine Vergangenheit blieb ziemlich im Dunkeln.
Auch jetzt schaffte er es wieder, den Kreislauf so richtig auf Trab zu bringen. Er aß von dem Brot, schnitt geräucherten Wildschweinspeck ab und kaute ihn hinterher. Den Durst löschte er mit dem klaren Quellwasser aus den Bergen.
Er gehörte nicht zu den Menschen, die am Morgen ihre vier Tassen Kaffee brauchten, um die Augen aufzubekommen, bei ihm klappte es auch mit klarem Wasser.
Danach setzte er seine Wanderung fort. Er hatte die Nacht über geschlafen und würde den Tag noch durchlaufen müssen.
Gegen Mittag erreichte er eine Hütte, die in einem Hochtal ihren Platz gefunden hatte.
Sie war nicht verschlossen, Schafe gruppierten sich auf der Weide, zupften am Gras, und die zwei laut bellenden Hunde kündigten dem Schäfer die Ankunft des, Besuchers an.
Die Männer hatten sich nie zuvor gesehen, sie verstanden sich jedoch auf Anhieb.
Father Ignatius bekam ein warmes Essen, Bohnen, Kartoffeln, dazwischen fetter Speck. Das waren Kalorien, die er benötigte. Er unterhielt sich noch eine halbe Stunde mit dem Schäfer, dann machte er sich wieder auf den Weg.
Auch der Schäfer würde in den nächsten Tagen die Weiden räumen lassen, weil er den Schnee erwartete, und der würde jetzt liegenbleiben bis zum Frühjahr.
Das Wetter wechselte wieder. Es blieb zwar kühl, dafür aber kam ein steifer Wind auf, der den Father ins Gesicht »biß«.
Father Ignatius stülpte die Kapuze über, duckte sich und ging seinen Weg weiter.
Genau kannte er die Gegend zwar nicht, er mußte sich weiter in Richtung Osten halten.
Am Nachmittag erreichte er einen höher gelegenen Bergkamm.

Sein Blick fiel in ein Tal und auf die Dächer der Häuser. Das mußte die Ortschaft Gilbin sein.

Father Ignatius blieb stehen. Ein knappes Lächeln geisterte um seine Lippen. Es war nicht weit bis zum Ziel. Automatisch tastete er nach seinem Holzkreuz und strich mit den Fingerkuppen darüber hinweg. Das alte Holz flößte ihm Vertrauen ein. Gleichzeitig gab ihm dieser Talisman den nötigen Mut.

Er dachte an John Sinclair, seinen Freund. Der Geisterjäger trieb sich irgendwo herum. Bestimmt hatte er Lumluine Abbey erreicht, dessen schlimmen Ort des Todes.

Die Mönche aus St. Patrick hatten ihn gemieden. Das Kloster war verflucht worden, aber die alten Mauern strahlten noch immer ihren bösen Geist ab, der bis nach St. Patrick reichte und vor Bruder Wieran nicht Halt gemacht hatte.

Lumluine Abbey war tabu gewesen. Man hatte nicht darüber reden sollen, doch es ging einfach nicht anders. Man mußte über die Dinge sprechen, man mußte sich ihnen stellen und den alten Schandfleck ausräumen.

Father Ignatius ging weiter. Er mußte sich beeilen, wenn er vor Einbruch der Dunkelheit sein Ziel erreicht haben wollte. Dunkel wurde es sehr schnell um diese Jahreszeit. Da fielen die langen Schatten in die Täler und über die Berge hinweg.

Der Wind brachte den Geruch von Schnee und Kälte. Bestimmt fielen in den nächsten Tagen die Flocken.

Der Ort Gilbin schien erstarrt zu sein. Father Ignatius sah keinen Menschen auf der Straße. Die Leute hielten sich zurück. Vielleicht trieb die Kühle und der Wind sie in die Häuser.

Schon bald verschluckte Father Ignatius die einsame Bergwelt. Er hatte sich stärken können und schritt mit mächtigen Bewegungen aus. Der Himmel zeigte eine graue Farbe.

Grau und drohend!

Wie ein finsteres Omen…

***

Was sollte ich diesmal tun?

Ich bin es gewohnt, wenn ich einem Zombie gegenüberstehe, immer so zu handeln, wie es der Gegner verdient. In diesem Fall konnte ich den harten Weg nicht gehen. Der Zombie spielte einfach eine zu wichtige Rolle in diesem Fall.

Er hatte als einziger überlebt, wenn ich den Begriff einmal brauchen darf. Der Zombie war geblieben, die Mönche sowie Suko und Sandra Wieran waren verschwunden.

Sie hatten sich aufgelöst, sie irrten durch ein fernes Reich, durch eine Dimension, in die ich keinen Einblick besaß. Nur Wieran war

zurückgeblieben. Die anderen hatten den Untoten nicht gemocht.
Nach wie vor befand er sich auf dem Innenhof des alten Klosters.
Er stand nicht still. Wenn er es versuchte, hatte ich das Gefühl, als würde ihn ein Windstoß packen und wieder zur Seite schleudern.
Die Schwierigkeiten waren außergewöhnlich. Man konnte bei ihm von einer großen Schwäche sprechen.
Die Maske hatte ihm einen Teil seines Gesichts genommen. Er sah furchtbar aus, wenn er in meine Richtung starrte. Durch den Klosterhof floß graues Licht. Die Dämmerung schob sich allmählich über den Himmel. Das Licht ließ auch die Konturen der Mauern allmählich verwischen. Alles lief ineinander über. Es herrschte plötzlich eine geisterhafte Stimmung, der ich mich kaum entziehen konnte. Für immer konnte ich den Zombie nicht allein lassen. Er war die Schlüsselfigur, ich mußte an ihn heran, um eine Spur von Suko, Bill und Sandra zu finden.
Was hohe, mächtige Dämonen nicht geschafft hatten, war dieser alten Magie gelungen.
Ich verließ den Schutz der alten Mauern und schritt über den Klosterhof. Wind packte mich. Er schaufelte von verschiedenen Seiten heran und wühlte sich in meinen Körper.
Basil Wieran störte sich an nichts.
Es kümmerte ihn nicht, daß ich auf ihn zuging. Er tappte über den Hof, als befände er sich auf einer Suche nach irgendwelchen Dingen.
Dicht hinter ihm blieb ich stehen.
Er mußte mich bemerkt haben, tat aber nichts. Zombies greifen normalerweise Menschen an, dieser hier nahm mich überhaupt nicht zur Kenntnis. Ich streckte einen Arm aus und legte ihm die Hand auf die Schultern. Der Knochen fühlte sich an wie Stein.
Wieran blieb stehen. Er machte auf mich den Eindruck, als würde er über diese Berührung nachdenken. Eigentlich hätte er jetzt herumfahren und mich angreifen müssen, statt dessen ließ er alles mit sich geschehen. Ich konnte ihn drehen und in sein Gesicht schauen.
Der graue Fleck, der einmal ein Gesicht gewesen war. Jetzt hatte es ihm die Maske genommen, die einen Körper suchte.
»Wo sind sie?« Ich sprach ihn einfach an, obwohl er mir sicherlich keine Antwort geben würde.
Aus der Öffnung in der unteren Gesichtshälfte drang ein Laut, der mich an ein Grunzen erinnerte. Dann hob er die Arme, seine Finger bewegten sich dabei, sie krümmten sich zu Würgeklammern.
Wollte er mir doch ans Leder?
Ich ging zurück. Auf dem leeren Klosterhof, zwischen den allmählich verschwimmenden Konturen der alten Mauern gab es nur uns beide. Zwei unversöhnliche Feinde. Mir zuckte es in den Fingern, mein Kreuz hervorzuholen und ihn in die Defensive zu drängen.

Das hatte auch ein anderer bemerkt, der sich bis jetzt nicht gezeigt hatte.

»Laß es sein, John!«

Schallend und schneidend drang die Stimme aus der Höhe in den Innenhof des Klosters hinab. Beim ersten Wort schon war ich zusammengezuckt, weil ich die Stimme kannte.

Sie gehörte einer Person, mit der ich nicht gerechnet hatte.

Father Ignatius.

***

Er hielt sich im Hintergrund auf, ich konnte ihn nicht sehen und schaute an dem Zombie vorbei. Dämmerlicht, Buschwerk und düstere Mauern beeinflußten und behinderten die Sicht. Irgendwann entdeckte ich die Gestalt trotzdem.

Er kam mit gemessenen Schritten aus der Deckung eines Torbogens hervor. Sein Gesicht hob sich von der dunkleren Kleidung ab, obwohl die Züge noch verschwammen.

Ich hörte seine Schritte. Fast vornehm knirschten sie auf den kleinen Steinen. Dann ging er durch das Gras und über altes Pflaster. Er sprach kein Wort, behielt den Zombie und mich im Blick, blieb dann stehen und nickte mir.

»Ich habe dich erwartet, John!«

»Ich dich nicht!«

Er kam noch näher, und ich sah sein Lächeln. »Das kann ich mir vorstellen.«

»Am Telefon hast du anders geklungen.«

Father Ignatius nickte. »Ich konnte nicht reden, ich war nicht allein. Zudem gibt es Dinge, an denen man nicht rütteln sollte. Lumluine Abbey gehört dazu.«

»Ist es so schlimm?«

»Noch schlimmer«, erwiderte der Mönch. »Lumluine Abbey ist das Grauen an sich und ein Schandfleck. Wir haben ihn vergessen, aber wir konnten ihn nicht ausmerzen.«

»Es ist ein Deckname, wie ich hörte.«

Ignatius nickte. »Ja, für den Geliebten.«

»Und hat er einen Namen?«

Father Ignatius schaute mich sehr nachdenklich an. »Kannst du es dir nicht denken, wer er ist?«

»Der Teufel?«

Ignatius nickte. »Ja, der Teufel ist der Geliebte. Der Geliebte der Abtrünnigen.«

»Welcher Abtrünnigen?«

»Die den Lockungen nicht haben widerstehen können.«

»Wie Basil Wieran?«

»So ist es.«

»Kennst du ihn?«

Er schaute auf den Zombie. »Und wie ich ihn kenne. Bruder Basil hieß er mal.«

Ich war überrascht. »Er gehört zu euch?«

Father Ignatius nickte mir zu. »Ja, er gehörte zu uns. Er stammt aus St. Patrick, aber er ist den Verlockungen von Lumluine Abbey erlegen. Er hörte den Ruf, er folgte ihm, er ließ alles hinter sich, was ihm einmal lieb und teuer gewesen war.«

»Nur hatte er kein Glück. Irgend etwas muß passiert sein. Er verließ diesen Ort, kehrte zurück nach London und suchte bei seiner Schwester Hilfe.«

»Man kann dem Geliebten nicht entkommen«, erwiderte der Mönch. »Er ist zu stark.«

»Ist es die Maske?«

Father Ignatius zog seinen Mantel enger um die Schultern. Er schielte auf den Zombie und nickte. »Ja, es ist die Maske. Sie ist etwas Schreckliches.«

»Wo finde ich sie?«

»Hier im Kloster.«

Ich starrte ihn an. »Das sagst du erst jetzt?«

»Sie läuft uns nicht weg, John. Sie war all die Jahre hier, und sie wird auch hier bleiben. Du brauchst keine Angst zu haben. Wir beide werden sie finden.«

»Welch eine Macht besitzt sie?« wollte ich wissen. »Was ist mit ihr los? Schafft sie es, die Zeiten zu manipulieren?«

Ich bekam keine direkte Antwort. Mit schiefgelegtem Kopf schaute mich Father Ignatius an. »Du hast erlebt, was hier vorgefallen ist?«

»Ja. Ich sah, wie sich die Gegenwart und die Vergangenheit ineinander schoben.« Meine Stimme nahm an Schärfe zu. »Bill, Suko und Sandra Wieran sind verschwunden. Sie haben sich aufgelöst, verstehst du das? Sie sind weg, einfach so.«

»Die Maske, die Kraft der Maske!«

»Dann laß sie uns suchen!«

Father Ignatius wollte noch nicht. »Was hast du gesehen, John? Gib mir eine Antwort!«

»Das ist ganz einfach.« Ich berichtete ihm von den Vorgängen, und verschwieg auch den Tod der Mönche nicht.

»Das war das Ende. Damals sind die Soldaten gekommen und haben furchtbar gewütet. John, es ist kaum zu fassen, die Antwort kann nicht ich dir geben, nur die Maske.«

»Und er?« Ich deutete auf den Zombie. »Ist es der Körper, den die Maske sucht?«

»Die Spuren deuteten darauf hin.«

»Weshalb will sie einen Körper haben?«
»Sie muß Gestalt annehmen. Um Menschen beherrschen zu können, muß man oft wie ein Mensch wirken. Das ist die gesamte Philosophie, die dahinter steckt.«
»Nehmen wir ihn auf der Suche mit?«
Father Ignatius winkte ab. »Nein, wir lassen ihn in Ruhe. Wenn er zur Maske will, wird er den Weg von allein finden. Laß dir das gesagt sein, John.«
Ich nickte. »Dann bin ich mal gespannt.«
»Das kannst du auch sein.« Der Mönch ging auf mich zu. Ich schaute in sein Gesicht. Es war älter geworden, die Züge hagerer, ausgemergelter. Möglicherweise lag es auch daran, daß er einen langen Weg hinter sich hatte. »Ich weiß, was in dir vorgeht, John. Du hast viele Fragen. Du machst dir Sorgen wegen deiner Freunde. Das alles ist normal. Aber ich werde dich zu ihr führen. Dort bekommst du die Aufklärung.«
»Dir ist also bekannt, wo sie sich befindet?«
»Nicht direkt«, antwortete er. »Es gibt nur einen Platz, wo sie sich befinden könnten.« Er drehte den Kopf. »Siehst du die Ruine dort, die Trümmer?«
»Ja.«
»Das sind die Reste der alten Kapelle. Dieses Kloster wurde entweiht. Es gibt nur eine Stelle, wo man die Mauern eines Refugium entweihen kann. In der Kapelle. Dort werden wir sie auch finden.«
»Du weißt sehr gut Bescheid…«
Father Ignatius lächelte, weil er den Hintersinn meiner Frage erkannte. »Es ist ganz einfach, John. Wenn man die Geschichte dieser Gegend kennt, kann man an Lumluine Abbey, dem verfluchten Kloster, einfach nicht vorbeigehen.«
»Du hast mir nur nie etwas davon erzählt, obwohl ich oft genug hier in der Nähe war.«
Er stellte sich gegen den Wind und breitete die Arme aus. »Das sind Dinge, über die man nicht spricht, John. Man will das Kloster so schnell wie möglich vergessen. In St. Patrick wird über diesen Schandfleck nicht geredet. Die Mönche haben sich entschlossen, einem anderen zu dienen. Sie sind dann getötet worden.«
»Wer waren diese Soldaten?«
»Söldner!«
Ich nickte. »Jemand muß sie doch bezahlt haben.«
»Ja, das stimmt.« Father Ignatius senkte den Kopf, als wäre ihm eine Antwort unangenehm. »Jemand hat sie auch bezahlt.«
»Und wer?«
»Es waren Mönche aus St. Patrick.« Er atmete nach dieser Antwort tief aus, als wäre ihm eine große Last von der Seele genommen.

»Unsere Vorgänger.«
»Wirklich?« hauchte ich.
»So ist es.«
»Aber wie konntet ihr…?«
»Nicht wir, John. Vor einigen Hundert Jahren geschah dies. Wir kennen nur die Geschichte und haben sie unterdrückt, das gebe ich zu. Vielleicht war es auch ein Fehler.«
Ich hob die Schultern. »Darüber möchte ich nicht richten. Gehen wir jetzt?«
»Sicher!«
Wir ließen den Zombie ohne Gesichtsmerkmale stehen. Hundertprozentig war ich nicht zufrieden, aber gab es eine Möglichkeit?
Wahrscheinlich nicht, und *so* führte unser Weg auf die Kapelle zu, von der nur mehr Reste standen.
Der Himmel war mittlerweile zu einer dunkelgrauen Fläche geworden. Ein gewaltiges Meer aus düsteren, vor sich hintreibenden Wolken zog über das Firmament. Sie sahen aus wie gehetzte, unheimliche Gestalten, die vor irgend etwas flüchteten.
Auch wir kämpften gegen den steifen Wind an. Gierig schnappte er in den Klosterhof hinein und säuselte um die alten Mauern. Ich dachte an meine Freunde, die von einer gewaltigen Magie gepackt worden waren. Dabei fragte ich mich, ob Father Ignatius und ich es schaffen konnten, sie wieder zu befreien.
Die Trümmer bildeten ein Hindernis, das wir überklettern mußten. Eine Bombe war sicherlich nicht in die Kapelle eingeschlagen, auch wenn sie so wirkte.
Im Laufe der langen Jahre hatte die Natur ihr Recht gefordert und sich ausgebreitet. Gräser, Moos und Unkraut überwucherten die Reste. Manche Trümmer waren doppelt so hoch wie ein Mensch. Es war nicht zu erkennen, ob wir uns innerhalb der Kapelle bewegten oder uns noch außerhalb aufhielten.
Auch Father Ignatius mußte schauen. Er blieb plötzlich stehen und drehte suchend den Kopf.
»Was hast du?«
»Ich weiß nicht. Irgendwo hier in der Nähe müßte es sein. Der Altar ist wichtig. Er wurde entweiht.«
»Meinst du denn, daß es ihn noch gibt?«
»Davon bin ich überzeugt, John.«
»Na, dann wollen wir mal schauen.«
Father Ignatius ging wieder vor. Wir bewegten uns zwischen den Resten der Kapelle wie zwei unruhige Geister auf der Stiche nach ihrem Grab. Reste irgendwelcher Bänke oder anderer Sitzgelegenheiten sahen wir nicht. Die Natur hatte mit einem dicken

Mantel gleich alles überlagert.
»Da ist es!«
Father Ignatius hatte den Satz mit einer so großen Überzeugung ausgesprochen, daß ich ihm glauben mußte. Er deutete nach vorn auf ein Viereck. Es sah aus wie ein großer Stein oder ein Tisch, jedenfalls besaß es Ähnlichkeit mit einem Altar.
Der Mönch schaute sich um, während er nickte. »Das ist der Mittelpunkt«, sagte er leise. »Er muß es einfach sein, weißt du? Ich spüre es, wir sind der Maske dicht auf den Fersen.«
»Leider zeigte sie sich uns nicht.«
»Abwarten.«
Father Ignatius schritt auf den Altarstein zu. Mittlerweile war es noch düsterer geworden. Wir konnten die Umrisse auch nicht mehr so klar erkennen.
Als Ignatius stehenblieb, verhielt auch ich meinen Schritt. Dann bückte sich der Mönch und deutete auf eine bestimmte Stelle an der Vorderseite. »Komm näher, John, komm her! Hier siehst du es.«
Ich ging zu ihm und nahm die gleiche Haltung an wie er. Zunächst konnte ich nichts erkennen.
»Nimm deine Lampe.«
Er wußte von meiner Taschenleuchte. Ich knipste sie an, der Lichtstrahl fiel gegen den mit Moos und Flechten überwucherten Altar, und jetzt erst sah ich, was Father Ignatius gemeint hatte.
Es war nicht die Maske, sondern etwas anderes. Wobei ich das Gefühl hatte, von einem Hammerschlag getroffen zu werden. Was ich an der Außenwand des Steins erkannte, waren die Umrisse eines Kreuzes…

***

»Das ist nie die Maske!« hauchte ich. Der Mönch lachte leise. »Im ersten Moment sieht es so aus, John. Aber täusche dich nicht.«
»Es ist ein Kreuz!«
»Und was für eines. Nicht das Kreuz, das ich trage. Es sieht ganz anders aus.«
Damit hatte er recht.
Das Kreuz wirkte eher wie ein Kleeblatt mit vier Blättern. Es gab Zeiten, da war das Kreuz öfter zu sehen gewesen. Auf Fahnen hatte man es in den Kampf getragen, es war der große Helfer in der Not gewesen.
Allerdings für eine besondere Art von Menschen.
Für die Templer!
War das die Lösung? Das Templer-Kreuz? Ich spürte die Gänsehaut auf dem Rücken. In meinem Magen hatte sich ein dicker Kloß festgesetzt, ich wollte etwas sagen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt. Langsam schüttelte ich den Kopf.

»Du glaubst es nicht, John?«
»So ist es!«
»Wenn du dich da mal nicht irrst. Dieses Kreuz, das einmal dem Guten gedient hat, ist umgekehrt worden. Es ist das Böse. Es gehörte nicht mehr den Templern. Der Teufel hat es in Besitz genommen und daraus sein Zeichen gemacht.«
Er wollte noch etwas sagen, doch Schritte in unserem Rücken ließen ihn verstummen.
Wir drehten uns um.
Der Zombie kam.
Basil Wieran war uns gefolgt. Er ging wie eine Puppe, die aufgezogen worden war. Schwankend und mit ausgebreiteten Armen. Bei jedem Schritt schaute er von einer Seite auf die andere. Ignatius stieß mich an und deutete zur Seite.
»Weg jetzt!«
»Und dann?«
Er zog mich einfach mit, um dem Zombie freie Bahn zu geben, die er weidlich ausnützte. Ohne uns zu beachten, torkelte er auf den Altarstein zu. Bevor er ihn berühren konnte, fiel er auf die Knie, streckte die Arme vor und berührte den Stein.
»Jetzt!« hauchte Father Ignatius, »jetzt muß es passieren.«
Er hatte sich nicht getäuscht. Die Hände des Basil Wieran zeichneten die Umrisse des Kreuzes sehr genau nach. Sie ließen nichts aus.
Er beugte sogar den Kopf vor und preßte ihn gegen das Kreuz, das sich in diesem Augenblick veränderte.
Es strahlte auf.
Kein helles Leuchten, kein großes Strahlen, dafür ein matter Silberschein, der über das Gesicht des Untoten glitt und sich regelrecht hineinfraß.
Das Kreuz ergriff von seinem Gesicht Besitz, und es formte sich dabei zu einem anderen Gegenstand. Bevor dies soweit war, sah ich noch den Hauch einer Fratze, aus deren Stirn gekrümmte Hörner wuchsen.
Baphomet!
Wie hatte es auch anders sein können? Die Templer, die dieses Kloster besetzt gehalten hatten, waren Verbündete Baphomets gewesen. Basil Wieran war nicht mehr der, den wir gekannt hatten. Er hatte sich auf schreckliche Art und Weise verändert. Er schien mir gewachsen zu sein, als er sich in die Höhe stemmte und sich umdrehte.
Er schaute uns an, wir schauten ihn an.
Vor seinem Gesicht klebte die Maske. Eine fürchterliche Abbildung, grausam und kalt, mit zwei Löchern in der oberen Hälfte, aus denen es dunkelrot hervorstrahlte.
Spürte ich Furcht?

Nein, es war mehr eine Neugierde, die mein Herz schneller schlagen ließ. Irgend etwas mußte geschehen, ich wartete darauf.

Der Zombie und die Maske hatten ihre Ziele erreicht. Sie hatte endlich einen Körper gefunden -und…

Es war wie ein Sturm, der uns packte. Father Ignatius konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Etwas fegte ihn zu Boden, auch ich hatte Mühe, Halt zu finden und sah, wie sich die Umgebung dieser alten Kapelle erhellte.

Von der Maske ging das silbrige Strahlen aus. Sie leuchtete in einer kalten Farbe. Normalerweise ist die Farbe Silber das Licht des Guten, hier war es anders.

Father Ignatius stand einige Schritte von mir entfernt. Er umklammerte sein Holzkreuz. Der Blick war auf den Maskenträger gerichtet, als würde dieser ihn hypnotisieren.

Zugleich hörten wir den Gesang.

Da wußte ich, daß die Zeiten wieder gewechselt hatten. Die Gegenwart war verschwunden, jetzt tauchten wir ein in die Schrecken der Vergangenheit.

Und Basil Wieran genoß dies…

***

Um uns kümmerte er sich nicht. Sein Weg war vorgeschrieben, den er gehen mußte.

Normalerweise hätte ich mit ihm kurzen Prozeß gemacht, aber ich dachte an Bill, Suko und Sandra, die in diese höllische Magie hineingeraten waren und auf eine Befreiung hofften.

Die Maske hatte ihren Körper. Nur war er der eines Zombies. Erst hatte sie Basil Wieran getötet. Jetzt nahm sie ihn wieder. Etwas, das ich nicht begriff.

»Warum einen Zombie?« flüsterte ich.

Father Ignatius hatte meine Worte gehört. »Warum? Als Strafe, John, Bruder Wieran hatte es sich im letzten Augenblick noch überlegt. Er floh nach London. Er wollte nicht länger hier in Lumluine Abbey sein. Er mußte herausgefunden haben, wie gefährlich es ist, sich mit diesen Mächten abzugeben. Doch sie ließen ihn nicht los. Sie sind grausam, sie sind brutal. Die Maske holte ihn sich zurück. Sie ist ein Zerrbild des Bösen, das über die Menschen herfällt. Das alles muß man in einem Zusammenhang sehen. Die Soldaten damals haben die Mönche töten können, aber nicht die Maske zerstört. Ihr unheilvoller Einfluß hat dafür gesorgt, daß die Geister der Getöteten die Zeiten überdauern konnten. Sie suchten nach einem Anführer. Jetzt haben sie ihn gefunden. Basil Wieran. Er hat zum Schluß das bekommen, was er sich wünschte. Nur eben als lebender Toter.«

»Was wird er tun?« fragte ich.

Der Mönch hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Er wird sich ihnen stellen wollen.«

»Und dann?«

»Wird er ihnen begreiflich machen, daß sie sich jetzt mit einem neuen Anführer abzufinden haben.«

»So ist das.«

»Ja, genauso.« Ignatius lachte bitter. »Die Mächte des Bösen sind mächtig. Sie sind gefährlich, sie sind grausam. Sie schlagen zu, wo es nur eben geht, und sie werden…«

Wir hörten einen Schrei.

Grell und spitz, in panischer Angst ausgestoßen.

»Sandra!« rief ich.

***

Es war die junge Frau, die geschrien hatte. Ich rannte den Weg zurück und sah sie auf dem alten Klosterhof stehen, zusammen mit Suko und Bill. Die drei Personen, die durch eine fürchterliche Magie aufgelöst worden waren, einfach zu benommen, um irgend etwas unternehmen zu können. Sie knieten am Boden. Um sie herum standen die Geister der Toten. Ich sah sie jetzt genauer.

Es waren die durchscheinenden, feinstofflichen Körper, die sich zwar nicht bewegten, aber dennoch innerlich vibrierten, als steckten sie in einer großen Unruhe.

Sehr dicht standen sie hinter den drei Menschen. Der schaurige Gesang erfüllte die Umgebung. Als ich auf Sandra zulief und sie anfassen wollte, schrie sie noch einmal.

Ich griff trotzdem zu.

Es war ein Fehler.

Ich spürte den Schmerz, sie ebenfalls, und ich sah, daß der Arm, wo ich sie berührt hatte, plötzlich schwarz wurde.

»Neiiinnnn!« brüllte sie, kam wieder hoch und drehte sich. »Du darfst mich nicht berühren. Ich bin kein Mensch mehr. Ich gehöre zu ihm, zu ihm!«

»John, aufpassen!«

Die Warnung des Mönchs kam zu spät. Sandra war schon vorgelaufen und direkt auf ihren Bruder zu. Ich hätte es niemals geschafft, sie zurückzuhalten. Father Ignatius aber stand näher. Er setzte noch einmal alles auf eine Karte.

Mit einem verzweifelten Sprung erwischte er sie, riß sie auch noch herum, da griff Basil ein.

Er hob beide Hände. Die Maske vor seinem Gesicht sandte ein gefährliches Strahlen aus. Plötzlich waren die Augen übergroß. Der Feuerschein leuchtete uns entgegen, als wollte er alles vernichten.

Ich hörte das triumphale Schreien der Mönche und wußte, daß es

nur mehr eine Chance gab.
Mein Kreuz.
Kreuz gegen Maske.
Silber auf Silber!
Ich jagte auf den Zombie zu, sah mich ebenfalls eingehüllt von diesem Schein aus Silber und Feuer, spürte, wie die gewaltige Kraft in meinen Körper eindrang, mich aber nicht in ein Geistwesen verwandeln konnte, weil ich das Kreuz hatte.
Es war keine Allheilwaffe, in diesem Fall aber, wo es gegen die Kräfte der Hölle ging, mußte es einfach helfen.
Ich rief die Formel.
»Terra pestem teneto – Salus hic maneto.«
Und das war es genau!
Was nun passierte, bekam wohl keiner von uns so recht mit. Ein gewaltiges Chaos umtoste uns. Wir wußten nicht, wo wir uns befanden. Ich kam mir vor wie in einem Kreisel, starrte aber nach wie vor die Maske an, die sich auf ungewöhnliche Art und Weise verzerrte.
Sie zerfloß zu einem breiigen Gebilde und riß den Kopf des Zombies mit.
Das gleiche geschah mit den Geistern der Toten. Auch sie wurden von dem Sturmwind gepackt und in das Chaos hineingeschleudert, aus dem es kein Entkommen gab.
Gut gegen Böse.
Die Hölle gegen die Kräfte des Lichts.
Dieser ewige Kampf, der nie aufhören würde, tobte mit einer so großen Wucht, als würde die Natur aus den Angeln gerissen. Es konnte nur einen Sieger geben.
Es gab ihn auch.
Das war ich oder mein Kreuz!
Keine Schreie mehr, kein Chaos, dafür ein sehr kalter Wind, der gegen meinen Körper blies, und zwei Männerstimmen, die ich gut kannte. Suko und Bill sprachen miteinander.
»Kannst du mir sagen, wie ich hierherkomme?« fragte der Reporter.
»Nein, aber wir haben hier so einen kleinen Wundermann namens John Sinclair, der…«
Ich drehte mich um.
Wir sahen uns an – und lagen uns Sekunden später in den Armen.
Es war geschafft.

***

Nein, nicht ganz, denn den großen Wermutstropfen erkannten wir sehr bald. Es war Father Ignatius, der sich um uns nicht kümmerte, weil er am Boden kniete und auf eine Person schaute, die nicht mehr lebte.

Sandra Wieran.

Sie hatte den Fehler gemacht und war auf ihren Bruder zugelaufen, bevor ich die Magie des Kreuzes hatte einsetzen können. Die Kraft der Hölle, für die ein Menschenleben nichts galt, war stärker gewesen und hatte sie vernichtet.

»Keine Chance!« flüsterte der Mönch. »Wir hatten keine Chance. Sie hätte sich…«

Er schwieg, und ich schaute in ihr Gesicht.

Es war bleich. Die Augen standen offen, als wollten sie für ewig in den grauen Himmel starren. Sie hatte auf ihren Bruder vertraut und nicht mehr damit gerechnet, wer er tatsächlich gewesen war.

Von der Maske sahen wir nichts mehr, und der Altarstein war zerstört worden. Die Geister der Mönche gab es auch nicht mehr. Sie hatten Schuld auf sich geladen und dafür bezahlt.

Father Ignatius sprach die richtigen Worte. »Endlich ist Ruhe eingekehrt zwischen den Ruinen von Lumluine Abbey. Endlich.« Er nickte und faltete die Hände.

Dann sprach er ein Gebet für die tote Sandra Wieran.

Suko, Bill und ich schlossen uns seinen Worten an.

Noch am selben Abend verließen wir die alte Klosterruine. Die Tote nahmen wir mit. Wir wollten sie zum Kloster St. Patrick bringen, wo sie ihre letzte Ruhestätte finden sollte.

Mehr konnten wir für sie nicht tun…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 92 »Einsatz der Todesrocker«